

Rb. 1.50

Ku 2

67 A 7361



**Paul Flemmings**

**Leben und Dichtungen,**

nach den Quellen dargestellt

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu  
von 179105

**Dr. Julius Kirchner,**  
Oberlehrer an der Ritter- und Domschule.

---

Erste Abtheilung.

---

**Reval,**

Druck von Lindfors Erben.

1855.



Paul Flemmings

# Leben und Dichtungen,

nach den Quellen dargestellt

von

**Dr. Julius Kirchner,**

Oberlehrer an der Ritter- und Domschule.

„Flemming ist der schönste Character unter all den weltlicheren Dichtern des 17. Jahrhunderts.“

Gervinus.

Charafacen  
A 53  
Erste Abtheilung.

Reval,

Druck von Lindfors Erben.

1855.

egunimurk, inoff

egunimurk, inoff

egunimurk, inoff

Der Druck wird gestattet  
unter der Bedingung, daß nach Vollendung desselben dem Rigaschen Censur-  
Comité die vorschriftmäßige Anzahl von Exemplaren eingesandt werde.

Riga, den 24. Juni 1855.

Censor C. Alexandrow.

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu

7164

inoff

inoff

1855

Dem Herrn  
**Dr. Alexander Plate,**

Director der Ritter- und Domschule zu Reval,

nach Verlauf von 25 Jahren einer

segensreichen Wirksamkeit

an genannter Anstalt,

mit herzlichem Glückwünschen

dargebracht

von den

Curatoren,

Lehrern

und

Schülern

der Ritter- und Domschule

im Sommer des Jahres 1855.

---

*Aquam memento rebus in arduis  
Servare mentem!*

Das siebzehnte Jahrhundert war für Deutschland in politischer und, was enge damit zusammenhängt, auch in literarischer Beziehung öde und traurig. Während jener unheilvolle Krieg in das nationale Bewußtsein und in die nationale Kraft — leider waren beide in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts schon sehr im Abnehmen — einen nie wieder auszugleichenden Riß brachte, erlosch auch der Abglanz der Herrlichkeit des Volks, das literarische Leben, zu einem matten Schimmer, der nur durch von außen her entlehnten Aufputz eine der damaligen Zeit sehr zusagende, aber allen gesunden Geschmack verletzende Belebung erhielt.

Diese Vermischung mit fremden Elementen trug der deutschen Literatur anfangs mehr Schmach, als Gewinn ein. Sie waren durchaus die vorherrschenden; von einer nationalen Selbstständigkeit war nicht mehr die Rede. Erst einer bessern Zukunft war es vorbehalten, das Fremde siegreich zu assimiliren und es zur Bereicherung, nicht aber zur Unterjochung des Eigenen dienen zu lassen.

Jenes ist die Zeit, in welcher ringsum das Feld der Poesie — sie ist und bleibt der tiefste und wahrste Ausdruck des geistigen Lebens der Völker — in reicher Blüthe stand. In England ist Shakespeares Stern so eben untergegangen,

um nie zu erleichen; in Frankreich beginnt das Zeitalter Ludwig XIV zu tagen; Spanien hat seinen Calderon. Nur das arme Deutschland ist leer ausgegangen. Es ist ihm nicht einmal vergönnt, von den Erinnerungen einer großartigen Vergangenheit zu zehren; denn die Schätze derselben sind theils unter Schutt und Geröll vergraben, theils in höchst abgeschwächter Gestalt dem geschwächten Geschlecht zugebracht. Kümmerlich nährt sich sein poetisches Leben von den Brocken, welche von den Tischen der Fremden fallen. Und hätte man noch treffliche Vorbilder nachzuahmen verstanden! Aber man geht entweder auf den Stelzen holländischer Steifigkeit einher, oder bewundert den Schwulst und die Süßigkeit der Italiener 1).

So haben wir auf der einen Seite die nüchternen, verstandesmäßigen Dipsianer, bei denen Reflexion und mühsame Gelehrsamkeit alles das ersetzt, was sonst den Dichter ausmacht. Oder strömt uns aus ihren Dichtungen irgend etwas entgegen, das nur obenhin aus einem tieferen Gefühl, aus einer lebendigen Phantasie entsprungen sein könnte? Sie lassen frostig, wie sie selbst frostig sind. Aber dafür entschädigen auf der anderen Seite gewiß die Pegnitzschäfer, die Lohensteinianer, welche ihre Vorbilder in dem lebhaftesten Süden fanden? —

Es genügt, ihre Namen zu nennen, um den Inbegriff alles Schwulstes und Bombastes, jeglicher tändelnden Abgeschmacktheit und, was das Schlimmste ist, vieles Unreinen und Unzüchtigen vorgeführt zu haben. Von dem Gewande solcher Kinder einer kümmerlichen Zeit ist leider auch wenig Gutes zu sagen. Die Sprachmengerei dieser Periode ist verrufen genug, als daß ich nöthig hätte, oft Gesagtes zu

1) Nämlich der damaligen.

wiederholen. Was uns jetzt abscheulich dünkt, galt damals für schön und erhaben.

Hatte die Poesie (die Tochter des Himmels!) so der ihr zustehenden Anmuth und Würde vergessen, so verdiente sie es auch, entwürdigt zu werden und Zwecken zu dienen, die ihr wahrlich fremd liegen. Gelegenheitsgedichte sind an der Tagesordnung, nicht solche, wie sie Göthe meint, sondern „bestellte, erpresste,“ ohne alles wahre natürliche Gefühl, durch ihre Kriecherei anwidernd. Jeder fühlt sich, da man ganz vergessen hat, daß der Dichter geboren werde, und ernstlich der Meinung lebt, die Poesie könne gelehrt werden<sup>1)</sup>, berufen, dergleichen Nachwerken freien Lauf zu lassen, zur Verherrlichung von Geburts-, Namens-, Hochzeits- und Todestagen. Da man sich einmal dem Wahne von der Lehrbarkeit der Poesie hingegeben hatte, lag es nahe, ihr auch einen gelehrten Anstrich zu geben, und diesen trägt sie für dieses Zeitalter zur vollen Genüge. Ohne bedeutende Kenntniß der alten Mythologie ist es geradezu unmöglich, sich durch diese Verhaue von mythologischem Geskrüpp hindurch zu arbeiten.

Solche unnatürlichen Verkrüppelungen auf der einen und Ausartungen auf der anderen Seite tragen in sich den Keim der Reaction. Aber auch diese fällt unglücklich aus, vor Allem die geschmacklose und plumpe Unternehmung zur Reinigung der Sprache. Opitz hat auf diesem Gebiete noch durchaus das Beste geleistet; sein Verdienst um korrekte Behandlung und Weiterbildung der Sprache bleibt unbestritten. Die ihm auch als Dichter von seinem Zeitalter

<sup>1)</sup> Man denke an Harssdörfers poetischen Trichter, an die helikonische Hechel Jesens! — Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch das so oft gebrauchte Epitheton „gelehrt.“ Selbst Fleming kennt einen gelehrten Belt, eine gelehrte Nachtigall und selbst, neben einem wirklichen, (s. p. 535) einen gelehrten Ruff.

so unermesslich reich zu Theil gewordene Bewunderung, der doch ohne allen Schwung der Empfindung und Phantastie, ohne alle herzzewinnende Natürlichkeit, ohne alle Leichtigkeit und Anmuth der Darstellung ist — oder man müßte den von ihm zur Herrschaft gebrachten Alexandriner für schön halten — würden wir kaum begreifen, wenn wir nicht wüßten, durch welche Kunst er den Ausfall jener Eigenschaften zu ersetzen verstanden.

Wie wohl thut es, unter so vielen Namen üblen Klanges aus dieser Zeit doch auch einige nennen zu können, die gerechten Anspruch darauf haben, ehrenvoll fortzuleben, deren Dichtungen sich den bessern der „Regeneration“ würdig zur Seite stellen, wenn sie dieselbe nicht gar übertreffen.

Um einiger anderer nicht zu gedenken, Paul Gerhard ist als geistlicher Liederdichter von keinem der Spättern erreicht worden, Paul Flemming ist unleugbar ein bedeutender dichterischer Genius. Was Wilhelm Müller als Jugendfehler an ihm rügt, ein häufiges Übernehmen im Fluge und daher ein plötzliches Sinken und aus dem Tone fallen, ein übertriebenes Auftragen von Glanz und Farben, ein Überspannen des Pathos durch wiederholte Ausrufungen der Freude und des Schmerzes, ein übermäßiges Verbildern und Versinnlichen in vergleichenden Darstellungen und ein Haschen nach jenen Spielen des Witzes, die man von den Italienern, die es am weitesten damit getrieben haben, concetti nennt —, alles das schuldet er, wo es zutrifft, seiner Zeit; durch Reichthum der Erfindung, durch Tiefe des Gefühls, durch Kraft und Frische des Characters, so wie durch Gradheit der Gesinnung steht er weit über ihr. Der erste von den genannten beiden Männern lebt im Munde und im Herzen des evangelischen Deutschlands; der andere ist, wenn man etwa sein Reiselied „In allen meinen Thaten“ aus-

nimmt, weniger bekannt, als er es verdient. Es ist daher vielleicht keine unwürdige Aufgabe, wieder auf ihn aufmerksam zu machen, eine Aufgabe, der sich die folgende Darstellung unterzieht. Ein nicht geringer Reiz hierzu lag für den Verfasser in dem Umstande, daß unsere Gegenden in der Lebens- und Herzensgeschichte dieses Dichters eine bedeutende Rolle spielen.

Was die Quellen betrifft, die benutzt worden sind, so habe ich folgende zu nennen:

I. Dr. Paul Flemmings deutsche Poemata, nicht in Jena erschienen, wie gewöhnlich gesagt wird, sondern zu Lübeck, und zwar wahrscheinlich im Jahr 1642. Die zweite Ausgabe derselben, Jena 1652.

Dritte Ausgabe, Jena 1660.

Der Druck ist in allen dreien so höchst unkorrekt, die Orthographie so ungleichmäßig, daß ich bei den Citaten die alte Schreibweise verlassen und dafür durchweg die moderne setzen werde. Das Ganze beträgt 670 Seiten und besteht aus folgenden Abschnitten:

Fünf Bücher poetischer Wälder, p. 1 — 186.

Neues Buch der poetischen Wälder, p. 187 — 230.

Absonderliches Buch der poetischen Wälder, p. 231 — 267.

Buch der Ueberschriften, p. 268 — 281.

Fünf Bücher der Oden, p. 282 — 544.

Vier Bücher der Sonetten, p. 545 — 670.

Angeschlossen ist noch ein Verzeichniß von Flemmingschen Gedichten, welche durch verschiedene Umstände verloren gegangen sind, im Ganzen 157.

Adam Olearius, vielvermehrte moskowitzische und persianische Reisebeschreibung, von neuem aufgelegt 1696. (Die Original-Ausgabe erschien Schleswig 1647.)

- II. Zachariae, auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter etc. Braunschweig 1771. 2. Band. (Oberflächlich.)  
 Gustav Schwab, Paul Flemmings auserlesene Gedichte nebst einem kurzen Abriss von F. Leben. (Gründlicher.)  
 Barmhagen v. Ense, Paul Flemming, im vierten Bande der biographischen Denkmäler. Eine elegante Stilarbeit.  
 Jördens, Lexicon deutscher Prosaissten und Dichter. Guter literarischer Nachweis.  
 Livländisches Gelehrten-Lexicon.

Paul Flemming, zuweilen steht der Name auch Fleming geschrieben, wurde nach Angabe seines Taufscheines <sup>1)</sup> am 5. October 1609 zu Hartenstein, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, geboren. Sein Vater stand dort, wie sich aus dem angeführten Dokumente ergibt, einer Schule vor. Später wurde er Prediger, und wiederum sind es die friedlichen Räume eines Pfarrhauses, in welchen ein strebender Geist die ersten Stufen seiner Entwicklung durchlief. Wenn wir dem muntern Knaben auf seinen Wanderungen in den umliegenden Gebirgsgegenden, seinen Streifzügen in Feld und Wiese, und, wenn der Pfarrgarten, was nicht bestimmt gemeldet wird, an die Mulde stieß, freuen wir uns der Erinnerungen, welche den Einsamen in weiter Ferne an die ersten Jugendjahre wie frischer Thau in trockener Zeit überkamen. Es war dieß am 9. November 1636 vor „Terki der Zirkassen.“

Ah! daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen  
 An deiner reichen Lust, du edler Muldenfluß,  
 Da du so sanfte gehst in bergichten Gebüsch,

<sup>1)</sup> Vgl. Allgem. Anzeiger der Deutschen Nr. 45, Jahrgang 1826. Andere anders.

Da wo mein Hartenstein mir bot den ersten Ruf.  
 Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit entnommen  
 Aus deinem süßen Schoß, so fällt mir's doch noch ein,  
 Wie oft ich lustig hab in deiner Fluth geschwommen,  
 Mir träumet ofte noch, als sollt ich um dich sein <sup>1)</sup>.

Er war der einzige Sohn seiner Eltern, welcher Umstand vielleicht nicht ohne Einfluß auf seine Charakterbildung geblieben ist. Während sie, durch günstige äußere Verhältnisse unterstützt <sup>2)</sup>, alle Sorgfalt auf seine Erziehung wandten <sup>3)</sup>, bildete sich in ihm jener Geist der Festigkeit und Selbstständigkeit aus, welcher den Schwestern gegenüber sich gern geltend macht <sup>4)</sup>. Wenn eine Reihe von Schwestern, die nur einen Bruder besitzt, sich in ihre Jugendjahre zurückversetzen will, wird sie wahrscheinlich diese Bemerkung bestätigt finden. Ist genug wird die männliche Kraft, welche in späteren Jahren den Schwächern zur Stütze und zum Troste gereichen soll, wo sie noch wild und ungeordnet in dem Knaben sich äußert, den Armen zur Plage. Doch scheint der junge Flemming das Recht des Stärkeren nicht gemißbraucht zu haben; wenigstens bekennt er bei Gelegenheit in einem seiner Gedichte <sup>5)</sup>:

Ich bin von Jugend auf in Sanftmuth auferzogen,  
 Von mir ist Niemand noch belogen, noch betrogen.  
 Viel Wesens mach ich nicht. Läßt man mir meinen Glimpf,  
 So möchte mir's sein leid, zu bringen einen Schimpf  
 Auf diesen oder den . . .

Er war noch jung und klein, (vgl. die obenangeführten Zeilen) als sein Vater die Predigerstelle in Hartenstein mit der zu Wechselburg vertauschte. Ein solcher Umzug von Seiten der Eltern ist für die Kinder, namentlich für die

<sup>1)</sup> p. 99. <sup>2)</sup> p. 670. <sup>3)</sup> p. 229. <sup>4)</sup> p. 71. <sup>5)</sup> p. 97, vgl. p. 670.

kleinen, immer ein wichtiges Ereigniß. Mit der gespanntesten Erwartung sehen sie der Ankunft in dem neuen Wohnorte entgegen; tausend schöne Hoffnungen knüpfen sich an den Wechsel. Aber in der Regel erlebt das jugendliche Herz hier die ersten Enttäuschungen. Die Gartenanlagen in der alten Heimath waren doch einladender, die Zimmer wohnlicher, die Leute freundlicher. Hundert gewohnte Annehmlichkeiten werden vermisst, und eine Art Heimweh beschleicht die kleinen Herzen. Aber Zeit und Gewohnheit machen auch den neuen Wohnort lieb, und so überträgt auch Flemming die Anhänglichkeit an seinen Geburtsort auf Wechselburg, wo er ohnehin seine „gepreifte“ Mulde wiederfand. Mehr als einmal begeistert es seine Muse. Vielleicht ist es die Noth des Krieges, welche den jungen Studenten auf eine Zeit von Leipzig in das elterliche Haus treibt, als er anhebt:

O wie wohl verjaget mich der Tod  
 In den Auszug aller Zier.  
 Ich bin los der bloßen Furcht und Noth,  
 Weil ich nun kann leben hier.  
 Grüß dich Gott, du unerschöpfte Lust,  
 Gott und Göttergleichen nur bewußt,  
 Die du uns so lieben Willen thust<sup>1)</sup>.

Doch ehe wir einen Blick in das Leben des Studenten werfen, begleiten wir den Knaben zur Schule, welche ihm die Vorbildung zur Universität geben sollte. Diese verdankt Flemming der im Jahre 1543 von dem Kurfürsten Moritz gegründeten Fürstenschule zu St. Afra bei Meissen, einer Anstalt, welche bis auf die neueste Zeit viel zur Pflege klassischer Bildung beigetragen hat<sup>2)</sup>. Zu einer solchen hatte er schon unter den Händen des Vaters, der ja selbst ein „ludi magister“ und so des Unterrichtens gewohnt war,

<sup>1)</sup> p. 400. <sup>2)</sup> Lessing u. a. wurde hier bekanntlich erzogen.

den ersten Grund gelegt. In Meissen wurde weiter gebaut, und daß sich der kräftige Jüngling nicht in den Schranken der Mittelmäßigkeit gehalten habe, dafür bürgt sein tüchtiger, nicht auf den Schein, sondern auf das Sein gerichteter Sinn:

— — Ich habe nichts gelernt,  
Das groß von weitem steht und nur alleine fernet,  
Bin lichtigem Scheine feind. Ich bin von Jugend her  
Der Wissenschaft befreund't, die ich nicht ungeschäht  
Und obenhin nur weiß . . . .<sup>1)</sup>

Er wurde vertraut mit der griechischen und lateinischen Sprache und bediente sich der letztern wie der Muttersprache. Seine ersten poetischen Versuche machte er in ihr. Gleichzeitig übte er sich jedoch auch in der deutschen Dichtkunst, für welche auch ihm der Held des Tages, Opitz, als Muster galt. Diese Verehrung änderte die nachfolgende Zeit nicht, wie die vier Sonette auf Opitzens Tod im neuen Buche der poetischen Wälder beweisen, wo jener u. a. ein Herzog deutscher Saiten genannt wird, p. 180—190, und wir wollen sie uns auch gefallen lassen, da Flemmings gesunde Natur dafür bürgt, er werde seine eigenen Wege gehen und in kein slavisches Nachahmen verfallen. Vielleicht war es schon um diese Zeit, etwa bei einem Ferienbesuche in Wechselburg, daß ihm der erste Kranz zuerkannt wurde. Ich setze die hierauf bezüglichen Zeilen her:

— — So hab ich auch mit Ehren  
Um meiner Mulden Rand mich ofte lassen hören,  
So, daß Apollo selbst mir bote seine Hand,  
Und mir der erste Kranz daselbst wardzuerkannt<sup>2)</sup>.

Nachdem der Jüngling durch das Studium der Alten seinen Geist hinlänglich gekräftigt hatte, bezog er im Jahre

<sup>1)</sup> p. 201. <sup>2)</sup> p. 96 aus dem Gedichte „Auf Hrn. Olearius, vor Astrachan 1636.“

1628 die Universität Leipzig, und da es nach dem Stile der damaligen Zeit auch dem christlichsten Herzen unerlässlich war, einen heidnischen Gott als Schutzpatron anzunehmen, so stellte er seine Studien unter den Schutz des Apollo, als des Hortes der Poesie und Heilkunst zu gleicher Zeit. Das Studium der Medicin erwählte er als Berufswissenschaft. Wie eifrig er seiner „Meditrinen“<sup>1)</sup> gebient, ersieht man daraus, daß er bereits im vierten Jahre seines Studiums die Magisterwürde erwarb. Er erstrebte demnach wohl ein Lehramt in der medicinischen Fakultät. Sein gesunder, alles Unwahre und Verkünstelte hassender Sinn scheint ihn auch als Arzt geleitet zu haben. Er will nichts wissen von der alten „Fantasie“ der Ärzte, und sagt in einem Gedichte auf seinen Freund Grahmann<sup>2)</sup>.

Wer will den Arzt doch loben,  
 der einen Zettel schreibt fast einer Ellen lang,  
 Um das er nur verdient des Apothekers Dank,  
 Der doch setzt dich vor das. Soll man die armen Schwachen  
 durch einen schweren Trunk noch doppelt schwächer machen,  
 der oft, vom Schmachte nicht geredt, so übel reucht,  
 daß sich der Arzt wohl selbst vor seiner Luft entzeucht  
 Und hält die Nase zu? — Doch wer will jene Blöden,  
 die Klugen auf den Schein, was Bessers überreden!  
 Sie bleiben, wie sie sind.

Aber die Kinder der Natur, meint er weiter, gehen einen weisern Weg. Sie wirken durch wenig viel, und von ihnen thut ein Gran mehr, als Jener langer Trank, an dem ein Fleischer sich krank heben möchte. So strebsam er sich auch auf dem Felde der Medicin umthat, vernachlässigte er doch keineswegs eine weitere allgemeine Ausbildung. Es hatte sich in ihm bereits die Meinung befestigt, daß nächst

<sup>1)</sup> Göttin der Heilkunst. <sup>2)</sup> p. 83 ff.

der Gemeinschaft mit Gott, der sich in dem Erlöser offenbart hat, nichts so sehr dem menschlichen Geiste Kraft und Elasticität zu verleihen vermöge, als ein fortgesetzter Verkehr mit den Männern, welche für alle Zeiten in ihren Schriften fortleben. In dem Gedichte, welches er während seines Leipziger Aufenthalts auf das Doctorat eines Herrn Michels machte, drückt er sich hierüber so aus:

Was ist gewissers doch bei diesen wilden Zeiten,  
Da sich die Pest der Welt, der Mars, pflegt auszubreiten,  
Soweit die Luft umarmt, was Land und Wasser heißt  
Und wie der böse Krebs stets um sich frist und beißt,  
Als wer sich, weil der Lenz der jungen Jahre blühet,  
Mit Tugend, mit Verstand und mancher Kunst versiehet.

Ein solcher, fährt er fort, kann sich getrost auf Gott und sich selbst verlassen. Die „freien Sinnen“ dagegen können nur gute Tage und kaum auch diese vertragen. Wenn der Glückswind von Nord nach West umsetzt,

So ist's um dieses Volk bei dieser Zeit gethan.  
Sie sehen ihren Trost nur einzig auf die Sachen,  
Die gegenwärtig sind. Was ihnen Muth kann machen,  
Das ist Geld, Güter, Pracht, und was deß mehr mag sein,  
Das sie, wenn es vergeht, auch mitte reißet ein,  
Und machet lebend todt. Die rechte Kunst zu leben  
Ist bei den Weisen nur, die nicht wie jene kleben  
An dem, was zeitlich ist. Was Welt ist, liebt die Welt;  
Ein Geist von obenher weiß, daß ihm mehr gefällt,  
Als was die Erde kennt. Der himmelreiche Plato,  
Der frische Seneca, der weisheitsvolle Cato,  
Die haben ihn zuvor durch sich beherzt gemacht,  
Daß er in dickster Angst als höchster Wollust lacht,  
Wenn aller Pöbel weint. Er höret Andre klagen  
Von vieler Städte Brunst, von mancher Länder Plagen,  
Doch bleibt er unbewegt. Er weiß, daß keine Macht  
Ihm nehmen wird und kann, was er hat vor sich bracht.  
Die Schätz hat er an sich . . . Er läßet Andre reisen

In beide Indien und bringen Gold für Eisen,  
 Für Locken Specerei, für Nadeln Elfenbein:  
 Sein höchste Wollust ist, um schöne Bücher sein,  
 Vom Wagen ganz befreit. Wird er denn angewehet  
 Von einer höhern Luft, so zeucht er, wohin stehet  
 Sein wolkenreicher Sinn. Er machet ihm (sich) bekannt  
 Ein unbekanntes Volk, setzt über See und Land  
 Und eilt der Weisheit nach. Die Sittenmeisterinne, <sup>1)</sup>  
 Das Frankreich sucht er heim, sieht, was zu sehen drinne.  
 Er lernet Landesbrauch, da wo die Liber fließt,  
 Und was das ew'ge Rom für alte Sachen weißt.  
 Läßt er nicht unbeschaut. Gleich wie weit über Felder  
 Die kühne Biene fliehet, saugt sich der jungen Wälber  
 Und neuen Wiesen Raubs, der süßen Säfte voll  
 Und trägt sie mit anheim. . . . . <sup>1)</sup>.

Was versteht nun Flemming unter Weisheit? Er ist weit davon ab, an eine trockene, todte, mechanisch aufgesammelte Bücherweisheit zu denken, welche die Nase gen Himmel trägt, ohne je dort einzudringen, und auf Stelzen geht, um über jeden Balken zu stolpern. Eine solche ist ihm eitel und ohne Frucht, und wenn die Eiteln ohne Früchte vom frühen Morgen bis zum späten Abend gleich „frieren, schwitzen, fasten, wachen,“ so sind ihnen die Bücher doch falsch, und sie treiben ein Werk, das ihnen wenig frommt. Kein Gestirn kann sich selber Glanz verleihen: so bleibt auch alles Wissen ohne Leben und Glanz, wenn es nicht von oben her erleuchtet wird.

Weisheit ist nicht, wie ihr denkt, <sup>2)</sup>  
 Eine Kunst, die so zu lernen;  
 Weisheit kommt her aus den Sternen,  
 Sie ist's, die der Himmel schenkt  
 Und in solche Seelen senket,  
 Die sich vor zu ihm gelenket.

<sup>1)</sup> p. 60. ff. <sup>2)</sup> p. 299.

Vater, der Du Aller bist,  
 Doch um soviel mehr der Deinen,  
 Laß mir Dein Licht, Selbstlicht, scheinen,  
 Scheide Wahrheit von der List:  
 So wird aller Weisen wissen  
 Meiner Einfalt weichen müssen.

Gewiß, reinen und wackern Herzens nützte der Jüngling  
 seine Zeit, nicht gemeinen Idealen nachstrebend. In solchem  
 Sinne dichtete er:

Jugend ist mein Leben <sup>1)</sup>,

Der ich mich ergeben,

Den ganzen Mich.

Jugend will ich ehren,

Jugend wird mich lehren,

Was sie selbst kann mehren.

Sie wächst durch sich.

Nicht des Weges Länge,

Noch des Pfades Enge

Schreckt mich davon ab.

Laß die Dornen stechen,

Füß' und Kleider brechen,

Sie wird Alles rächen

Durch ihren Lohn.

Weil die Andern farten,

Lust und Schlafes warten,

So säum' ich nicht.

Jetzt ist Zeit zu eilen,

Dem wird Alles feilen, (sehltschlagen)

Der sich wird verweilen

Und jetzt verbricht.

Alles Andre, Alles

Hat die Art des Balles,

Der steigt und fällt.

<sup>1)</sup> p. 299.

Schätze haben Flügel,  
 Ehre läßt die Bügel,  
 Lust kommt aus dem Bügel:  
 Die Tugend hält.

Hab' ich Gott und Tugend,  
 So hat meine Jugend,  
 Was sie machet werth.

Diese schönen Beide  
 Wehren allem Leide,  
 Lieben alle Freude,  
 So man begehrt.

Eine so lautere und liebenswürdige Gesinnung, wie sie sich in diesen Zeilen ausspricht, konnte nicht verfehlen, andere gleichgestimmte Seelen dem jungen Dichter zu vereinen. In allen den oben angeführten Ausgaben sind uns die Namen der Freunde aufbehalten, welche sich wahrscheinlich um ihn, als den geistigen Mittelpunkt, scharten und ihn gelegentlich in ihren Liedern, etwa an seinem Geburts- und Namens- tage feierten. Nur geschah dieß in viel anspruchsloserer und einfacherer Weise, als z. B. Opitz von seinen An- und Nachbetern in die Wolken erhoben wurde. G. Gloger<sup>1)</sup>, Tycho von Jessen aus Flensburg, Heinrich von Roseritz aus Meissen und die Schlesier C. Hertrantsst, M. Christenius und G. Herselb werden uns auf diese Weise bekannt. Der letztere ist Flemmings Stubengenosse. Fünf Monate ist er ihm bereits durch der Freundschaft Pflicht verbunden. Manchen Tag haben sie miteinander fröhlich zugebracht; des Rosenthales<sup>2)</sup> Lust hat ihnen wohlgethan, „zu Pfaffen- dorf die Milch, zu Schönfeld leichte Kost.“ Nun will er auch den Namenstag, diesmal wohl den 29. Juni, Petrus und Paulus, festlich begangen wissen. Schließlich spricht

<sup>1)</sup> S. d. „absonderliche Buch der poetischen Wälder“ p. 231 ff. <sup>2)</sup> Ein Lustort bei Leipzig.

er in seinen Gratulationsversen die Ueberzeugung aus, daß Flemming noch zu hohen Dingen bestimmt sei, wenn anders die Parze seinen Lebensfaden nicht zu früh zerschneide.

„Doch daß dieß nicht geschehe,  
So wünsch' ich, daß dein Tag dich tausend Mal noch sehe.“

Ein andermal wird Flemmings Namenstag am 25. Januar von den Freunden gemeinschaftlich gefeiert. Christen muß mit ihm essen, wenn er auch ungebeten käme. Sein „treumeinendes“ Freudesherz spricht sich u. a. so aus:

Nun wohlan, sei uns willkommen,  
Du schon lang gewünschte Zeit,  
Die uns giebet allerseit,  
Was sie uns vor abgenommen:  
Singet heut all' ingemein,  
Dieser Tag soll unser sein.

Doch Melankolei muß weichen,  
Die die Sinn' und Herzen schwächt;  
Sonst ist unsre Freude schlecht,  
Wenn gefolget wird dergleichen:  
Singt vielmehr heut in gemein,  
Dieser Tag soll unser sein 1).

Derselbe Christenius preist Flemmings den Schlesiern bewiesene und bewährte Freundschaft, die sich nicht, wie jetzt so oft zu finden sei, auf einen Dumpen Bier nur gründe. Eine solche halte nur Stuch, als sie toll und voll sei, aber die rechte Treue habe Fels zum Grunde und falle nimmer 2).

Hatte Flemming durch seine wirklich treue und ehrenfeste Gesinnung, die uns noch öfter entgegen treten wird, diesen Kreis um sich versammelt, so lag es ihm als Dichter

nach der Sitte der damaligen Zeit ob, die erhaltenen Freundschaftsbezeugungen durch gleiche zu vergelten. Er mußte, um einen jetzt geläufig gewordenen, damals indessen schon gebräuchlichen Ausdruck anzuwenden, hier und da ansingen. Was es mit diesen Angefängen bei den Spitzführern jener „Schulen“ für eine Bewandniß hatte, wissen wir. Sie waren wesentlich auf das gegründet, was wir „leben und leben lassen“ nennen —, ein gegenseitiges Lobhudeln und Belügen. Aus den „Gelegenheitsgedichten“ unseres Fleming weht uns ein solcher übler Geruch nicht entgegen; sie sind meist einfach, wahr und herzlich, wenn auch bei der Geringfügigkeit des Stoffes nicht bedeutend. Bei einem derselben wollen wir etwas verweilen, weil es uns tiefer in den „Orden“ dieser Freunde hineinschauen läßt und zugleich in seinen Seitenblicken ein unverfängliches Licht auf das damalige Studentenleben wirft. Nach der übrigens rohen und langweiligen „Comödie vom Studentenleben“ von Johann Schöck (Leipzig 1658) muß es im siebzehnten Jahrhundert auf deutschen Hochschulen ziemlich bunt und kraus hergegangen sein, und was Zacharia in seinem „Nennomisten“ im Jahre 1762 von der „blumenvollen Bahn des sanftern Studentenlebens“ in Leipzig zu sagen weiß <sup>1)</sup>, wird in jener Zeit auch wohl noch nicht erfunden gewesen sein. Aber auch hier gilt es: Ein sinniges und in sich selbst festes Gemüth läßt sich von dem herrschenden rohen Tone nicht mit wegreißen; es geht seinen eigenen Weg und — bleibt nicht einsam. Das Lied ist überschrieben „Auf eines seiner besten Freunde Geburtstag <sup>2)</sup>“ und beginnt:

<sup>1)</sup> Leipziger Galanterie und Stutzerie bildete im verwichenen Jahrhundert einen starken Gegensatz zu dem Jeneusischen Raufboldsleben. — <sup>2)</sup> p. 415. Der Freund ist wahrscheinlich der oben erwähnte Herselb. Die in den angeführten gegenseitigen Glückwünsungen genannten Vergnügungen stimmen wenigstens fast überein.

Sind wir jetzt nicht in dem Maien,  
 In der besten Jahreszeit,  
 Da man Alles sich sieht freuen,  
 Was sich reget weit und breit,  
 Da die stolze Welt sich pußt  
 Und in jungem Schmucke stüzt?

Die nächsten Strophen (im Ganzen sind es 61) enthalten die Aufforderung an das Geburtstagskind, für heute die Bücher bei Seite zu legen. Es sei zwar eine schöne Sache um den Nachruhm; aber der, welchem er gelte, höre nichts mehr davon. Darum:

Lebe, weil du bist im Leben,  
 Und gebrauche deiner Lust;  
 Doch sei nicht so sehr ergeben  
 Dem, das du bald meiden mußt.  
 Denke, daß du auch einmal  
 Wohl berechnest deine Zahl.

Gott verwehrt uns keine Freuden,  
 Wenn sie Freuden bleiben nur,  
 Wenn wir hierbei nur vermeiden,  
 Was führt auf der Wollust Spur.  
 Und wem kann dieß Freude sein,  
 Was sie nur ist auf den Schein? 1)

Hierauf werden die Freuden geschildert, welche ihnen behagen. Sie müssen der Art sein, daß sie die müde Seele speisen und den laßen Leib ergözen. So wollen sie in das Leipziger Paradies, das Rosenthal, pilgern und sich an seinen Herrlichkeiten erfreuen, dem Schlage der Nachtigall lauschen, aber auch den Chor der Frösche nicht überhören:  
 Und die ausverschämten Frösche  
 Haben Hochzeit schon gemacht,

1) Beiläufig eine oft wiederkehrende Wendung Flemmings.

Treiben ihr Roargewäsche  
 Von früh an bis in die Nacht;  
 Von der Nacht bis wieder früh  
 Höret man sie schweigen nie.

Dann fordert einer den andern auf, an dem Treiben des Fischers, des Landmanns, des Gärtners, des Hirten vorüberzugehen und sich unter dem gewölbten Bogen einer Linde niederzulassen. Hier trifft Flemming die wehmüthige Erinnerung eines ihm jüngst durch den Tod entrissenen Freundes, wahrscheinlich M. Glogers, dessen Hinscheiden die Lieder p. 144—145 beklagen <sup>1)</sup>. Hiernach starb Gloger als Candidat der Medizin, und Flemming verlor in ihm außer einem theilnehmenden Zeugen seiner Poesie auch einen tüchtigen Führer auf dem Gebiete der Heilkunst. Seine Augen hatten ihn durch ihr freundliches Sehen zur Gegenliebe gezwungen; er hatte sein Gemüth zum Ewigen erhoben. Nun ist er nicht mehr, und sein Herz sehnt sich, die Lücke auszufüllen.

Was ich sinne, was ich denke,  
 Das ist Dafuis <sup>2)</sup> für und für;  
 Wo ich mein Gesicht hinlenke,  
 Schwebt sein Geist noch stets vor mir;  
 Wach' ich, schlaf ich, was ich thu,  
 So dünkt mich, er sieht mir zu.

Will mir Gott denn keinen geben,  
 Der sich, Liebster, gleiche Dir,  
 Nun so muß ich einsam leben  
 Und mich immer halten mir . . . . .

Doch der Ersehnte ist schon gefunden. Der im Schatten der Linde neben ihm ruhende Begleiter darf ihm seine

<sup>1)</sup> Auf ihn außerdem p. 49, 56, 60. — <sup>2)</sup> Die fatale Namenspielerei bleibt auch hier leider nicht aus.

Hand bieten und ihn bitten, das Verlorene in ihm zu suchen. Und so wird der Bund besiegelt. „Ich bin Deine, meine Du.“ Was ihm Halt verleiht, ist:

„Die stille Neigung selbst, die die Gemüther lenkt  
Und gleiche Regungen in gleiche Seelen senkt! 1)

Wir begleiten die neuen Freunde, deren Unterhaltung sich um kühne Pläne für die Zukunft bewegt, (St. 39—41) auf ihrer weitem Wanderung. In Gohlis, wo Schiller sein Lied an die Freude dichtete, sehen sie einer Bauernhochzeit zu und gehen dann nach Pfaffendorf, dem der Vorzug vor Schönfeld gegeben wird. Flemming kennt hier die Hausgelegenheit; denn schon oft ist er mit drei lieben Freunden hier gewesen, von denen einer nun hin ist (Gloger), die beiden anderen aber bereits Leipzig verlassen haben. Er weiß, was Küche und Keller zu bieten vermögen, und entfaltet einen ziemlich langen Speisezettel:

Lüftet dich nach einem Fische,  
Den die Pleiße geben kann,  
Er soll bald stehn auf dem Tische.  
Liebet dir ein fester Hahn,  
Der im Hof ist worden jung —,  
Hier giebt's solches Vieh genug.

Haben wir denn Lust zum Weine,  
Leipzig ist bald an der Hand,  
Die den besten Trunk vom Rheine,  
Die den süßen Alakant  
Und was lieber noch kann sein,  
Auf der Post 2) uns liefert ein.

Wünschest du nach einer Schüssel,  
So mit süßer Milch gefüllt,  
Schau, dort ist der Kellerschlüssel,

1) p. 107. — 2) Wahrscheinlich ein Wirthshaus in Leipzig.

Nimm dir, so am meisten gilt.  
 Hier sind Semmeln, Löffeln hier,  
 Ich, soviel beliebt dir.

Auch an Unterhaltung und Lustbarkeiten fehlt es nicht. Zur Wasserfahrt auf der Pleiße liegt ein neuer Kahn bereit. Das Interim <sup>1)</sup>, die Pielke <sup>2)</sup>, Regel, allerlei Brettspiele, auch ein Schachspiel sind zur Hand. Es gilt ein Stübchen Wein, noch eins; sie werden munter und verlangen nach den in der Stadt zurückgebliebenen Genossen. Ein Bote eilt dorthin; sie erscheinen, und der Abend wird zu allgemeiner Befriedigung verbracht.

Die meisten Flemmingschen Gedichte aus diesen Jahren verdanken, wie dieses, besonderen Veranlassungen, als Geburts- und Namenstagen, Promotionen und Abreisen Befreundeter ihre Entstehung. Auch Leichenbegängnisse „Ableben“, liefern den Stoff. Man muß gestehen, daß eine Fülle unerschöpflicher dichterischer Produktivität dazu gehört, in jedem besondern dieser so oft in eintöniger Weise wiederkehrenden Fälle etwas einigermaßen Befriedigendes zu sagen, und so entschuldigt sich die Nüchternheit vieler dieser Sachen <sup>3)</sup>, wie schon oben bemerkt wurde, durch den Inhalt selbst. Flemming scheint das Schwierige und Unnatürliche solcher Handhabung der Poesie auch selbst gefühlt zu haben, und die Eingangszeilen des Hochzeitsgedichtes p. 373,

<sup>1)</sup> Ein mir unbekanntes Spiel. Liegt in dem Namen vielleicht eine Anspielung auf das Leipziger Interim? — <sup>2)</sup> Eine Art Billard. — <sup>3)</sup> In die Leipziger Zeit sehe ich aus innern und äußern Gründen u. a. das erste Buch der poetischen Wälder (p. 1—35), den größten Theil des ersten Buches der Oden (p. 283—300), ferner p. 40. 49. 51. 54—56. 59—62. 64—98. 105. 113 ff. 130. 133. 135 ff. 138—146. 147 ff. 161. 302 ff. 305. 308. (Quarter Druck. L. 1632. <sup>4)</sup> 310. 313. 320—321. 327. 330. 333. 348. 347. 358. 360. 362. 370—373. 398—404. 410. 412. 415. 426—436. 444—445. 446. Vieles Bäckere darunter.

„Ich weiß fast nicht, was ich dichten,  
„Bräutigam, was ich sehen soll,“

haben, obwohl sie dem Zusammenhange nach keine absolute Verlegenheit und Verzweiflung ausdrücken sollen, doch fast einen ominösen Sinn. Doch soll hierdurch das oben ausgesprochene Lob im Ganzen und Großen in keiner Weise verkürzt werden. Am meisten sprechen diejenigen Lieder an, bei deren Entstehung eines jener Klopstock'schen Prinzipien, die Freundschaft, die Feder geführt hat. Sie hat bereits Flemmings ganzes Wesen erfüllt, ehe ihm die Liebe, die ihm später so vielfach und in neckischer Gestalt in den Weg treten sollte, bekannt geworden. Erst am Ende seiner Universitätsjahre scheint er von ihr gewußt zu haben. In der Elegie an sein Vaterland <sup>1)</sup>, erwähnt er einer Rubelle, von edler Gestalt und Sitte, welche er mehr zu lieben pflegte, als sich selbst. Sie wurde ihm durch die Pest entrisen, lebte aber stets unangefochten in seinem Andenken fort. Ihre Namen tragen die im Jahre 1631 erschienenen lateinischen Gedichte „Rubella, sive suaviorum liber.“ In dasselbe Jahr fällt auch eine seiner Oden, (bei den meisten derselben haben wir freilich nicht an das zu denken, was wir jetzt mit dem Begriffe der Ode verbinden) deren ich noch besonders erwähnen will. Es ist die Beglückwünschung der Königin Marie Eleonore, Gemahlin Gustav Adolphs, bei Gelegenheit ihres Einzuges in Leipzig <sup>2)</sup>. Der jugendliche Dichter will ein Lied anstimmen, das die Zeit bestehen könne. Soll er des großen Königs Thaten besingen? Da geht es ihm, wie einst dem Horaz

<sup>1)</sup> p. 98. — <sup>2)</sup> p. 432 „Auf der durchlauchtigsten Frauen Marien Eleonoren, der Schweden, Gotthen und Wenden Königin etc. Ihre Majestät Ankunft in Leipzig.“

mit den Thaten des Augustus, sein Gesang erhebt sich nicht so hoch.

„Eine Muse muß es singen,  
Die sich gleichet solchen Dingen.“

Er läßt daher von dem Helden, und seines Liedes „linde Weisen“ sollen nur ihr, der Heldin, gelten.

„Bis willkommen, bis willkommen!  
Leipzig rühmet sich der Ehren,  
Die du ihm hast angethan,  
Daß du ein hier wollen kehren  
Und den Ort selbst sehen an,  
Den Ort, da dein Held sich wagte  
Und den Feind zu Felde jagte.“

Sein Wunsch ist, daß Gott das königliche Paar gesund zusammen führe, daß sie, nachdem der König seinen Heldenlauf vollbracht, in stillem Frieden ungestört bei einander leben. Dieser Wunsch sollte nicht erfüllt werden. Schon im folgenden Jahre stimmte der Tod des großen Königs Flemmings für den Protestantismus <sup>1)</sup> warm schlagendes Herz zu rührender Klage. Freilich der Held hat gesiegt, und billig ist es zu rufen:

Lob sei Gott und seiner Macht,  
Der die stolzen Feinde beuget  
Und mit seiner Allmacht zeuget,  
Daß er uns noch nimmt in Acht.  
Elbe, Fürstin unsrer Flüsse,  
Mach dich auf die feuchten Füße,  
Eile, laufe Tag und Nacht,  
Meld' es mit beredten Wellen,  
Daß die Ufer widerschellen  
Wie der Feind vor Dir erschraf <sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. in dieser Beziehung die Zeilen in Cristenius Stammbuch. „Neben dem Conterfei der Stadt Stralsund, p. 56, und das Schreiben vertriebener Frau Germanien an ihre Eöhne, oder die Churfürsten, Fürsten und Stände in Deutschland.“ p. 113 ff. — <sup>2)</sup> p. 291.

Aber der Heiland ist geblieben, und mit düstrem Blicke  
sieht die evangelische Christenheit in das neue Jahr 1633.  
Diese Trauerstimmung, dieses Seufzen nach Frieden spricht  
Flemmings Neujahrsode aus, nach Inhalt und Form eins  
seiner ansprechendsten Lieder <sup>1)</sup>, das uns zugleich den Beweis  
liefert, wie bei würdigem Stoffe sich auch die Muse unseres  
Dichters würdig erhebt. Wir theilen es mit.

Du zweimal wüßtes Land  
Von der Feinde böser Hand,  
Ach, du liebes Meisen du,  
Wie bist du gerichtet zu.

Deine Felder liegen bloß,  
Deine Flüsse werden groß,  
Groß von Thränen, die man geußt  
Und als Ströme fließen heißt.

Deine Dörfer sind verbrannt,  
Deine Mauern umgerannt,  
Deine Bürger sind verzagt,  
Deine Bauern ausgejagt.

Aller Vorrath ist verzehrt,  
Alle Kammern sind geleert,  
Alle Kasten sind besucht,  
Unsre Schätze hat die Flucht.

Du, vor aller Güter reich,  
Bist jetzt einer Wittwen gleich,  
Wir, die Waisen, sind erschreckt  
Und mit Kummer ganz bedeckt.

Unser Heiland, unser Held,  
Dem wir Alles heimgestellt,  
Der uns zweimal freigemacht,  
Den reißt auf die wilde Schlacht.

<sup>1)</sup> p. 290.

Unser Feind ist frech und lacht,  
 Daß er uns hat Schaden bracht,  
 Zweimal mehr wächst ihm der Muth  
 Durch des edlen Helden Blut.

Glaublich ist's und schon fast wahr,  
 Daß er seiner Räuber Schaar,  
 Wie er immer kann und weiß,  
 Über uns wird geben preis.

Großes Kind Immanuel,  
 Wende Du dieß Ungefall,  
 Komm Du doch dem Schaden für,  
 Der schon wartet vor der Thür.

Um ein Lächeln ist's geschehn,  
 Um ein liebes Freundlichsehn,  
 Daß Dein Vater sich bedenkt  
 Und uns unsre Strafe schenkt.

Lenke Du der Feinde Muth,  
 Daß sie uns einst werden gut;  
 Wo sie dieses wollen nicht,  
 So nimm uns in Deine Pflicht.

Zeuch vor unsern Rittern aus  
 Und beschütz das Sachsen Haus,  
 Der für Deinen Ruhm und sich  
 Alles waget williglich.

Kann es sein, so gieb uns Raft,  
 Der Du Alles kannst und hast;  
 Friedensfürst bist Du genannt,  
 Bring' Du uns in Friedensstand.

Und ihr Feinde gebt es zu,  
 Setzet euch mit uns in Ruh,  
 Daß wir bei der letzten Zeit  
 Stehn in sicherer Einigkeit.

Denket, daß der Friede nährt,  
Denket, daß der Krieg verzehrt,  
Denket, daß man doch nichts kriegt,  
Ob man schon auch lange siegt.

Stelle deine Schlachten ein,  
Mars, und lerne milder sein;  
Thu' die Waffen ab und sprich:  
Hin Schwert, was beschwerst du mich?

Dieser Helm wird übe sein,  
Daß die Schwalben nisten drein,  
Daß man, wenn der Frühling kömmt,  
Junge Vögel da vernimmt.

Und der brachen Erde Bauch  
Darf der Spieß und Degen auch;  
Doch, daß sie sehn anders aus,  
Pflug und Spaten werden draus.

Tritt, was schädlich ist, bei Seit!  
Hin, verdamnte Pest und Streit!  
Weg ihr Sorgen, weg Gefahr,  
Jesho kömmt ein neues Jahr.

Dieses eben so innige, als sinnige geistliche Lied — wir tragen kein Bedenken, diesen Namen zu gebrauchen — ist eine Stimme der Zeit. Es läßt uns einen tiefen Blick in das Elend Deutschland's während des dreißigjährigen Krieges thun, das weiter auszumalen hier nicht unsere Absicht ist. Wer sich darüber aus gleichzeitigen Schriften unterrichten will, der lese den *Simplicissimus* von Grimme'shausen <sup>1)</sup> und die *Gesichte* Philanders von Sittewald <sup>2)</sup>, von Moscherosch, treffliche Zeit- und Sittengemälde.

<sup>1)</sup> Erschien 1669, neu herausgegeben v. Bäcker, Leipzig 1836. — <sup>2)</sup> Erschien 1650. Vgl. auch über das Wesen und den Charakter dieses „furchbarsten und widerwärtigsten“ aller Kriege: Raumer, *Geschichte Europas* III, 596—614.

Kann es uns Wunder nehmen, wenn bei solchem Zustande Deutschlands es den edleren Söhnen desselben daheim zu enge wurde, wenn es sie hinaustrieb in die weite Fremde, die das Elend ihren Augen entzog, dem sie doch nicht abhelfen konnten? Auch Flemming mochte es in seiner physisch und moralisch zerrütteten Heimath nicht länger mehr ertragen. Von tiefem Schmerz ist er über den dormaligen Sinn der Deutschen erfüllt, deren Änderung und Furchtsamkeit er in folgendem Sonette <sup>1)</sup> beklagt:

Jetzt fällt man uns in's Mahl <sup>2)</sup>, in unsre vollen Schalen,  
 Wie man uns jüngst gedräut. Wo ist nun unser Muth?  
 Der ausgefählte Sinn? das kriegerische Blut?  
 Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen.  
 Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmalen  
 Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,  
 Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.  
 Wir feigsten Krieger wir, die Phöbus kann bestrahlen.  
 Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,  
 Die doch der weiche Leib nicht um sich tragen kann?  
 Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.  
 Der Degen schändet nur. Wir Männer ohne Mann,  
 Wir Starcken auf den Schein. So ist's um uns gethan,  
 Uns Namens Deutsche nur. Ich sag's auch mir zum Hohne.

Dieses Sonett, dessen Entstehung in die letzte Zeit des Leipziger Aufenthaltes fallen mag, ist in mehr als in einer Beziehung interessant. Einmal zeigt es uns das unleugbare Geschick Flemmings in der Behandlung dieser damals noch wenig angebauten Dichtungsart; aber es zeigt auch den gereiften jungen Mann. Aus diesen Tönen klingt nicht mehr jene harmlose Gemüthlichkeit, welche seine ersten dichterischen Versuche durchwebt. Nicht mehr ist es Schön-

<sup>1)</sup> p. 558. <sup>2)</sup> So ändere ich mit Schwab das zu dem Ganzen übel passende:  
 „Jetzt f. m. i. Confect.“

felds Schöne und des Rosenthales Pracht, die sein Herz erfüllt. Nachdem er ein Mann geworden, hat er abgethan, was kindisch ist; des Vaterlandes Noth und Schmach bekümmert ihn. Wie sich in schmalen und dünnen Zeiten leicht und willfährig der Vergleich mit einer besseren Vergangenheit darbietet, so gedenkt er auch hier der geschwundenen Herrlichkeit, wo der äußere Schmuck noch im Einklange stand mit der inneren Kraft. Aber „des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.“ Kann man besser und kürzer das Unzureichende der Epigonen ausdrücken? Man könnte das Sonett ein politisches nennen. Es theilt indessen nicht die Eigenschaft der modernen politischen Lieder, deren Urheber meist von hohem Masse die herrschenden Zustände und die herrschende Generation geißeln, als deren beste Reformatoren sie sich berufen dünken. Flemming ist bescheiden genug, auch sich mit in die Reihen der Starken auf den Schein, der Namens-Deutschen einzuschließen; er sagt's auch sich zum Hohne. Das ist bitter, ist aber aufrichtig, und Aufrichtigkeit, diese in der damaligen wie in der jetzigen Dichterwelt, die häufig mit Phrasen so wohl zu spielen weiß, zu sehr vermiste Tugend ist Flemmings Kleinod.

Doch wir nehmen sein Verhältniß zu seiner trüben Zeit wieder auf. Mars, der Unhold aller Kunst <sup>1)</sup>, war nicht der Gott, dem er dienen mochte. Dazu kam die dem deutschen Wesen eigene Wanderlust, die es auch in ruhigen Zeiten hinaustreibt, die Überlegung: Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiset hat? <sup>2)</sup>. Zum dritten Male war sein geliebtes Meißn <sup>3)</sup> von Feindeshand verwüstet,

<sup>1)</sup> p. 223. — <sup>2)</sup> p. 202 cf. p. 228: . . . Beschau indeß die Welt  
Und denke, daß man viel von viel Gereisten hält.

<sup>3)</sup> p. 201.

da bot sich dem Suchenden eine erwünschte Gelegenheit dar. Der damalige Herzog Friedrich III von Schleswig-Holstein, ein Mann von größerem Unternehmungsgeiste, als es sein kleines Ländchen zu erfordern schien, bereitete eine Gesandtschaft an den russischen Czaren Michael Feodorowitsch <sup>1)</sup>, dessen Genehmigung zu freiem Handelsdurchzuge nach Persien und zurück zu erwirken <sup>2)</sup>. Dieser Handelsweg sollte von Holstein in Gemeinschaft mit Schweden betreten und eingebahnt werden. Ohne Zweifel lebte man dabei der Hoffnung, den Hansestädten, deren Übergewicht sich den nordischen Staaten gern fühlbar machte, Abbruch zu thun. Neben diesen Handelsplänen scheinen noch andere Motive obgewaltet zu haben. Der Herzog, dessen Land verhältnißmäßig am wenigsten unter den Gräueln des Krieges gelitten hatte, besaß gewiß genug Liebe zum gesammten Vaterlande, um wenigstens den Versuch zu machen, ihm in weiter Ferne Helfer zu erwecken. Vielleicht mag es in seinem Plane gelegen haben, Persien gegen die Türkei in Harnisch zu bringen, wodurch Deutschland von dieser Seite her Ruhe werden konnte; diesen Gedanken führt wenigstens Flemming poetisch in den Türkenliedern durch, wie man sie nennen könnte, p. 478 ff. Seine Hoffnungen nehmen den kühnsten Flug; es heißt unter andern:

<sup>1)</sup> Nach gewöhnlicher Angabe ein Schwager des Herzogs Friedrich III von Holstein, was jedoch nicht nachzuweisen ist, vgl. Pischon, Denkmäler II, 64. —

<sup>2)</sup> Unternehmungen der Art lagen übrigens ganz im Geiste der Zeit. Nachdem die südwestlichen Staaten Europas durch die Entdeckungen und Erwerbungen in Amerika einen so großen Vorsprung gewonnen hatten, mußten die übrigen, um nicht zurückzubleiben, auf ähnliche Ausbreitung ihrer Macht denken. Daß sich dabei einzelne kleine Fürsten, deren Gebiet wo möglich nicht einmal die See berührte, übernahmen, ist die krankhafte Rehrseite dieser Erscheinung. Über die Veranlassung zu der Holsteinschen Unternehmung hat Varnhagen 2c. p. ff. 35 geredet. Eine Abhandlung von A. Schiefner (in St. Petersburg) über diesen Gegenstand war mir nicht zur Hand.

Unsre Donau fließt uns vor,  
 Leitet mit erfreuten Wellen  
 Unsre tapfern Bund'sgesellen  
 Bis fast vor des Hundes-Thor.  
 Byzanz, du sollst unser heißen . . .

Daß der wissenschaftlich gebildete Herzog, der ein Vergnügen darin fand, das alte Testament im Urtexte zu lesen, auch an wissenschaftliche Ausbeute gedacht habe, ist kaum zu bezweifeln. Kurz, eine feierliche Gesandtschaft nach Moskau wurde mit allem Eifer betrieben; tüchtige Männer wurden aufgefordert, sich an ihr zu betheiligen. Die Kunde davon gelangte auch nach Leipzig, und Fleming hatte, was er suchte. Doch scheint ihm ein fester und bestimmter Entschluß, das Vaterland in der Noth zu verlassen, nicht leicht geworden zu sein. Er hat uns den Kampf, den er in dieser Beziehung zu bestehen hatte, in einem Gedichte <sup>1)</sup> dargelegt, das nach einem Traume seinem vertrautesten Freunde sein Herz ausschüttet. (Dieser Freund ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein junger Arzt aus Stadt Alm, Hartmann Grammann, der um diese Zeit zur Vollständigung seiner Studien sich in Leipzig aufhielt.) Lange Sorgen haben ihn schon lange gequält; seit vier Tagen hat er vor Leid nicht unter die Leute gehen mögen. Er zwingt sich in sich und kann sich doch nicht beugen; ein neckischer Zwiespalt hat sich seiner bemächtigt. Hat sich der Leib abgemüht, so überkommen den Schlummernden die entgegengesetzten Gedanken.

Da fängt der muntre Geist erst seinen Lärmen an,  
 Spielt oft das Widerspiel, und da er weinen soll,  
 So läuft, so springet er und jauchzet Lachens voll.

<sup>1)</sup> Vgl. p. 105.

So ist es ihm jüngst wieder ergangen. Was soll das bedeuten? Er erkennt darin einen Wink, trotz seines widerstrebenden wachen Ich seine Heimath zu meiden. Bei der Entwicklung eines tragischen Geschickes wünscht man oft, der Entwicklung vorgreifen zu können; das ist auch sein Wunsch. Was wird noch aus den trüben Zuständen des Vaterlandes werden? Aber:

Gott mach es Alles wohl, das Glücke mag es farten,  
Wir wollen, liebster Freund, des Endes nicht erwarten.  
Thu einst die Augen auf und lerne sehn mit mir,  
Was man so lange Zeit begiunt mit mir und dir.  
Was nützet uns dies Thun, als nur zu unserm Schaden?  
Indeß dreht Klotho hart an unserm schwachen Faden,  
An dem dieß Leben hängt. Die Jugend die wird alt,  
Die Schönheit schwindet hin, wir werden ungestalt.  
Wir sind an Mangel reich, vergessen was wir wissen.  
Wer will wohl demaleinst uns alte Jungen küssen,  
Uns kluge Thoren ehren? Freund auf und laß uns gehn,  
Auf! Es ist hohe Zeit, dem Ubel zu entstehn <sup>1)</sup>.

Der Entschluß ist gefaßt. Wohin es auch sei, will er dem Freunde folgen, für den sein Herz mit der Aufrichtigkeit und Treue schlägt, die wir an ihm zu preisen schon mehrmals Gelegenheit gehabt haben. So gab er sich der Flucht, die Niemand schelten konnte,

Ganz einem Vogel gleich, der flügg ist auszufliegen  
Und gleichwohl noch nicht traut.  
Die Eltern die sind aus, der Habicht ohngefähr  
Setzt auf das bloße Nest aus freien Lüften her,  
Die Noth erweckt den Muth. Er reißt sich aus den Nöthen,  
Flengt hier und da umher und traut sich sichern Stätten <sup>2)</sup>.

Jedes Gleichniß hinkt, auch das hier von dem flüggen Ausfliegen gebrauchte hält nicht ganz Stich; wenigstens

<sup>1)</sup> p. 106. — <sup>2)</sup> p. 202.

muß das Folgende stark betont werden. Die Rücksicht auf die zurückbleibenden Eltern machte dem jungen Manne das Scheiden unendlich schwer. Der Vater handelte hier, wie alle verständigen Väter in ähnlichen Fällen zu thun pflegen: er gab dem Willen des Sohnes, der kein Kind mehr war, nach; die Mutter aber, nach dem Tode der leiblichen eine liebevolle Stiefmutter, schauderte zurück vor den Gefahren einer damals unerhörten Reise. Sie sollte den geliebten Sohn nicht wiedersehen; der Jammer des Krieges wurde ihr Grab, ehe er wiederkehrte. Der Ferne erfuhr ihren Tod in weiter Fremde und feierte das Andenken der Verstorbenen durch ein herzliches Sonett:

Ich sehe noch die Angst des fürchtenden Gesichtes,  
 Als, Mutter, ich vor Euch mit halber Freude trat  
 Und, um zu reisen aus, gewollten Urlaub bat,  
 Den ich Euch fast zwang ab . . . .  
 Verzeiht mir's, Selige, hab ich Euch da betrübt  
 Und etwas Fremdes mehr, als Euren Wunsch geliebt <sup>1)</sup>.

Durch seines Freundes Grahmann, der selbst der Gesandtschaft als Arzt folgte, Vermittelung erhielt er bei derselben eine Stelle als Hofjunker, und der Tag des Scheidens rückte immer näher heran. Die Bedenken, welche ihm in Bezug auf seine Reise selbst aufgestiegen waren, wurden ihm jetzt durch der Freunde Mund in nicht schonender Weise wiederholt. Er rechtfertigt sich:

Mutter Deutschland, und auch ihr,  
 Vater, Mutter, Schwestern, Freunde,  
 Mein! Erlaubet dieß doch mir,  
 Das ihr mehr wünscht Eurem Feinde,  
 Daß ich ferner Länder Zier  
 Unserm Meissen sehe für.

<sup>1)</sup> p. 672.

Ist mir Gott und Glücke gut,  
 Daß ich mit gelehrten Küssen,  
 Wie mein Opitz täglich thut,  
 Euch hinwieder soll begrüßen,  
 Dann soll meiner Verse Lust  
 Auch bei Fremden sein bewußt.

Meint nicht, wie der Pöbel spricht,  
 Mitternacht sei ganz ohn' Ehren,  
 Persien, das habe nicht,  
 Was uns könne Weisheit lehren.  
 Denkt, daß in der Barbarei  
 Alles nicht barbarisch sei <sup>1)</sup>.

Zu seiner eigenen Ermuthigung aber dichtete er das mit Recht in der evangelischen Kirche hochgehaltene Lied „In allen meinen Thaten“ <sup>2)</sup>, ein Lied voll starken Gottvertrauens, mit dem allein sich der Wall entgegenstehender Hindernisse übersteigen ließ.

Es ist bekannt genug, als daß ich nöthig hätte es mitzutheilen. Nur kann ich bei dieser Gelegenheit das Bedauern nicht unterdrücken, wie in den meisten Sammlungen geistlicher Lieder auch dieses schöne Vermächtniß der Vergangenheit so entstellt ist, daß man es an manchen Stellen kaum wieder erkennt. Empfinden wir es doch sonst übel, wenn uns die Worte im Munde verdreht werden: warum übt man an den Todten solches Unrecht, die sich nicht mehr dagegen wehren können? Es herrscht in vielen Gegenden Deutschlands die Sitte, dieses Lied bei Trauungen zu singen. In der That, es ist ein rechtes Reiselied, und die Ehe mag auch wohl als eine Reise gelten, wenn anders sie ein wichtiger Abschnitt des oft mit einer Reise verglichenen menschlichen Lebens ist.

<sup>1)</sup> 672 ff. 229. <sup>2)</sup> p. 287 ff

Was die übrigen geistlichen Poesien Flemmings betrifft, so sind sie nicht minder von einem lebendigen christlichen Geiste durchdrungen. Es spricht aus ihnen nichts Gemachtes, nichts mühsam Empfundenes, sondern die Kraft der Überzeugung eines in der Zucht des Herrn erstarkten Gemüthes. Die ewigen Grundlagen der evangelischen Kirche, ein sich des Zwiespaltes, der uns von Gott trennt, bewußter Sinn und die lebendige Hingabe an den Sohn Gottes, der gekommen ist, über diese Kluft hinwegzuhelfen, sind auch Flemmings Eigenthum. Wenn auch manches seiner weltlichen Lieder einen leichtern Ton anzuschlagen scheint, so wird doch der, welcher ihn ganz kennt, dadurch nicht irre an ihm werden. Ich möchte es ihm vielmehr gerade zum Lobe anrechnen, daß das, was an rein Menschlichem in ihm lebt und webt, so unverholen und kräftig hervorbricht. Man gewinnt dadurch desto mehr das Vertrauen, daß auch das Seufzen seiner nach Gott rufenden Seele aus dem Herzen entsprungen sei.

Der ästhetische Werth der geistlichen Sachen in dem ersten Buche der poetischen Wälder ist freilich keinesweges durchgängig gleich. Flemming hat für sein kurzes Leben zu viel gedichtet und zu wenig gesichtet; hierzu sollte ihm keine Ruhe werden. Müßen wir ihm vor den meisten seiner Zeitgenossen das zugestehn, was den wahren Dichter ausmacht und jenen fehlt, so behält es doch auch seine Wahrheit, daß auch der frischeste Quell sich in geregelten Fährten und Wegen ergießen muß, wenn er den Durstigen erquickern soll; verliert er sich uneingedämmt im Grase, so nimmt er leicht einen lauen und abgestandenen Geschmack an.

. . . . . Carmen reprehendite, quod non  
 Multa dies et multa litura coercuit atque  
 Perfectum decies non castigavit ad unguem —

ermahnt Horaz seine Pisonen, (ars poet. 293 sq.) und so muß es auch sein. Fleming hat oft dagegen gefehlt. Dennoch wird sich einer verständigen Auswahl in den genannten geistlichen Sachen und in dem ersten Buche der Oden, in welchem geistliche Lieder begriffen sind <sup>1)</sup>, Manches darbieten, was der Vergessenheit entzogen zu werden verdient. Dem Inhalte nach mit dem besprochenen Reiseliede verwandt ist die erste der geistlichen Oden, ein Pilgerspruch, wie man sie nennen könnte.

Laß dich nur nichts nicht dauern!

Mit Trauern

Sei stille!

Wie Gott es fügt,

So sei vergnügt

Mein Wille!

Was willst du heute sorgen

Auf morgen?

Der Eine

Steht Allem für,

Der giebt auch dir

Das Deine.

Sei nur in allem Handel

Ohn' Wandel,

Steh' feste!

Was Gott beschleußt,

Das ist und heißt

Das Beste <sup>2)</sup>.

Denselben Gott ergebenen Sinn finden wir in der zweiten der Oden: „Auf die Weise des 101. Psalms“ <sup>3)</sup>

Ich habe mich mit mir nun ganz besprochen;

Der leichten Welt ihr Gutsein oder Pochen

Soll mich forthin nicht, weder krank noch froh,

Mehr machen so.

<sup>1)</sup> p. 283 — 300. — <sup>2)</sup> p. 283. Ich mache auf die treffliche Mendelssohnsche Composition dieses Pilgerspruches aufmerksam. — <sup>3)</sup> p. 283.

Was ist es mehr mit allen ihren Günsten,  
Die Nebeln gleich und leichten leeren Dünsten,  
Sobald sie nur und eh' sie fast entstehn,  
Sobald vergeh'n.

So kann mir auch ihr Zorn auf mehr nicht schaden,  
Als daß er mir zerreißt den Lebensfaden;  
Noth, Armuth, Pein, und was sie Tödtlichs dräut,  
Scheint nur ein Leid.

Gott ist allein, der nicht nur hie mit Nöthen,  
Der dort auch kann mit Hölleängsten tödten,  
Der Leib und Geist durch einen Tod verdirbt,  
Der nimmer stirbt.

Laß keine Furcht, als Deine, mich erschrecken,  
O der Du uns vom Tode wirst erwecken;  
Laß, Höchster, mich bewegen keine Lust,  
Als die Du thust.

Enthalte (bewahre) mich in diesen trüben Zeiten,  
Da Gut' und Böß' in vollem Lärmen streiten,  
Da falscher Schein mit wahrer Schönheit krieget  
Und fast wie sieget.

O wahre Zier! jetzt lenke meine Sinnen,  
Daß sie nur Dich alleine lieb gewinnen,  
Jetzt wend auf nichts, als Dich nur, meinen Muth,  
O höchstes Gut!

Ich will forthin mit streitenden Gebeten  
Die böse Welt zu meinen Füßen treten,  
Will bloß auf den mein Herze stellen hin,  
Von dem ich bin.

Er meint es gut und will mich nur versuchen,  
Ob ich ihn wohl will segnen oder fluchen;  
Er ist gerecht, wird mehr nicht, als ich kann,  
Mir muthen an.

Was er legt auf, das hilft er selbstn tragen  
 Und macht es so mit allen unsern Plagen,  
 Daß endlich man nicht anders sagen kann,  
 Als wohlgethan.

Das die gesunden Strophen dieses Liedes; zwei geschmacklose sind im Interesse des Ganzen ausgelassen. Dieser Mangel an Einheit und Durcharbeitung ist noch mehr in einem der folgenden fühlbar. „Auf die selig machende Geburt unsers Erlösers Jesu Christi“, bei dem man nur wünschen möchte, daß alle Strophen den beiden letzten, oder genau genommen, der vorletzten gleich kämen. Beispielsweise theile ich erst eine von den mittleren mit, in der Flemming, dem Geschmacke seiner Zeit huldigend, unter sich geblieben ist.

Unser Himmel ist im Stalle,  
 Recht so Hirte Sybojus,  
 Daß du mit der Pfeifen Schalle  
 Ihm verehrest deinen Gruf;  
 Bei der Engel lauten Chören  
 Läßest du dich billig hören.

Wie ganz anders dagegen:

Kleiner Gast, doch auch zugleich  
 Großer Wirth der weiten Welt,  
 Gib doch künftig unserm Reiche,  
 Daß es sich zufrieden stellt,  
 Daß doch mit dem alten Jahre  
 Hin auch alle Plage fahre <sup>1)</sup>.

Die geistlichen Sachen in dem ersten Buche der poetischen Wälder gehören zu Flemmings jüngern Produktionen und tragen auch vielfach das Gepräge des Anfängerthums. Das Klagegedicht über das unschuldige Leiden und den Tod unseres Herrn Jesu Christi <sup>2)</sup> ist wenigstens nach unserm Geschmacke, geistliche Dinge zu behandeln, geradezu ungenießbar.

<sup>1)</sup> p. 295. — <sup>2)</sup> p. 2—15, erschten besonders schon 1632.

Dazu kommt die höchst eintönige und hölzerne Bewegung des Alexandriners, die sich nicht verleugnet, wie sehr ihn auch der Dichter zu einem muntern Gange zu treiben sucht <sup>1)</sup>. Man vergleiche damit seine im freieren Versmaße einherschreitenden Dichtungen, und man wird bedauern, daß er sich auch in dieser Beziehung nicht mehr von der Sitte seiner Zeit losgebunden habe. Auf jenen umfangreichern Gesang folgen Paraphrasen von Psalmen <sup>2)</sup> (Ps. 6. 32. 38. 51. 102. 130. 143.), eine poetische Bearbeitung des Gebetes Manasse und einzelne kleinere Sachen, sämmtlich wohl, wie schon oben angedeutet wurde, aus der Leipziger Zeit stammend <sup>3)</sup>. Unter ihnen ist nichts, das sich zur Wiederbelebung eignete; wichtig sind sie uns indessen, wiesern auch sie uns des Dichters christlichen Sinn bewähren, der am innigsten sich in dem letzten und verhältnißmäßig besten Liede dieser Abtheilung ausspricht, „Christum lieben ist besser, denn alles Wissen“ <sup>4)</sup>:

Was bin ich doch bemüht, um Alles zu erlernen,  
Was nahe bei uns ist und was uns kommt von fernem,  
Was hier und da und dort und überall geschieht,  
Darnach ein geizig Aug' aus Herzenshunger sieht?  
Könnst' ich ein' jede Kunst, wär aller Reichthum meine,  
Hätt ich der Ehren Thron zu eigen ganz alleine,  
Ging Alles mir nach Lust, und wüßt ich keine Zeit,  
Die mich von Jugend auf nicht herzlich hätt erfreut;  
Ja wüßt ich (welches doch noch Keinem ist gegeben),  
Daß ich auch keinen Tod auf Erden sollt erleben,  
Mein Name reichte hin bis in die neue Welt,  
An mir wär alles das, was man für Alles hält,  
Ganz Alles hätt' ich ganz — Was wäre dieses Alles?  
Ein Alles auf den Schein, ein Conterfei des Schalles,  
Des Schatten lieblich Bild, Verblendung des Gesichtes. . .

<sup>1)</sup> Hauptfächlich dadurch, daß der Sinn mit der Cäsur abschließt. — <sup>2)</sup> Nach der Sitte der Zeit; die geistliche Liederdichtung bestand fast ausschließlich darin. —

<sup>3)</sup> Mit Ausnahme eines Himmelfahrtsliedes von 1634. — <sup>4)</sup> p. 34.

Am höchsten stehen auch auf diesem Gebiete die Flemmingschen Sonette 1). Sie empfehlen sich nicht allein durch eine meist gefällige Form, sondern haben vor den andern erwähnten Sachen auch eine größere Tiefe des Inhalts voraus. Die christliche Erkenntniß schwimmt hier nicht auf der Oberfläche, sondern steigert sich nicht selten zu einem Silberblicke in die Geheimnisse des Reiches Gottes. Von den zwanzig hier nur eins, das ächt Flemmingsch ist. „Neuer Vorsatz“ 2).

Welt, gute Nacht mit allem deinem Wesen,  
 Gehab' dich wohl, wenn auch dem Übel wohl,  
 Das du bist, ist. Was acht ich deinen Groll?  
 Nun hab ich eins (endlich) mich durch dich durchgelesen.  
 Gott Lob und Dank! Ich bin einmal genesen,  
 Wohl mir fortan, ich bin des Himmels voll.  
 Du thust kein gut und zwingst ihn, daß er soll  
 Dich kehren aus mit des Verderbers Wesen.  
 Hin, Welt, du Dunst! Von jetzt an schwing ich mich  
 Frei, ledig, los hoch über mich und dich  
 Und alles das, was hoch heißt und dir heißet.  
 Das höchste Gut erfüllet mich mit sich,  
 Macht froh, macht reich. Ich bin nur nicht mehr ich,  
 Trotz dem, das mich in mich zurücke reißet.

Den „geistlichen Sachen“ nahe verwandt sind die zahlreichen Leichengedichte im dritten Buche der poetischen Wälder p. 124—144, im andern Buche der Oden p. 302—350, und im vierten Buche der Sonette. Es sind wiederum Gelegenheitsgedichte, aber selten, wie bei seinen Zeitgenossen, „so steife Condolationen, nirgends weder so allgemein und wag, noch so partikulär auf den Leib zugeschnitten, daß sie entweder für alle Fälle, oder nur für einen passen.“ Un-

1) p. 546—658. — 2) p. 552. Das oben Mitgetheilte über die Aenderung der Deutschen steht auch in dieser Abtheilung.

möglich können wir sie einzeln besprechen. Eines und des anderen ist schon im Laufe der Darstellung gedacht worden, mehrer wird noch weiterhin Erwähnung geschehen. Die oben gerügte Ungleichheit in Flemmings Dichtungen trifft übrigens auch hier zu. Während die Betrachtungen über Frühverstorbene:

„Wer jung stirbt, der stirbt wohl. Wen Gott zu lieben pflegt,  
Der wird in seiner Blüth' in frischen Sand gelegt .... 1)

eben so wahr als innig erscheinen und in dem Munde des früh verstorbenen Dichters noch einen besonderen Klang haben; während manches Andere tüchtig und gediegen ist, kommt z. B. die „Ode“ auf Jungfrau Magdalena Weinmanns Ableben 2) gradezu schwach und platt heraus:

So bist du dennoch hin  
Du schöne Weinmannin,  
Von welcher man so ofte  
Den blassen Tod erfuhr,  
Bald die gewünschte Kur  
Und Leben hoffte u. s. w.

Bei Gelegenheit mag noch der Überschriften (Epigramme), als zum Theil auch geistlichen Inhalts, gedacht werden. Einige von ihnen zeichnen sich durch schlagende und treffende Kürze aus, so gleich das erste: „Soll ich mit dem Schwerte drein schlagen?“

Und Du bist Petrus Art, mein Sinn, wenn man dich bränget,  
So fragst Du zornig stracks: Wie, soll ich schlagen drein?  
Nein, nein, das gehet nicht. Ertrag, was Gott verhänget,  
Der hat sich wohl gerächt, der kann geduldig sein.

Anderere sind breiter, als es die epigrammatische Schärfe verlangt. Unter denen weltlichen Inhalts hätte sich Lessing mancher nicht zu schämen brauchen, so spitzig und witzig sind sie.

1) p. 129. — 2) p. 310.

Doch wir kehren zu der großen Reiseunternehmung zurück, der sich Flemming, wie wir oben gesehen, mit anschloß. Wir besitzen eine ausführliche Beschreibung derselben von dem obenerwähnten Aschersleber Adam Olearius, Hofmathematikus und Bibliothekar des Herzogs Friedrich, welche dem Folgenden hauptsächlich zu Grunde liegt <sup>1)</sup>. Es ist dabei nicht unsere Absicht, diese Reise, wie interessant sie auch in vieler Beziehung ist, mit allen ihren seltsamen Zufällen wieder zu erzählen; es genüge ein allgemeines Bild derselben, mit Hervorhebung der unsere Provinzen und die Schicksale unseres Dichters besonders treffenden Punkte.

Am 22. October 1633 brach die Gesandtschaft, 36 Personen stark, von der herzoglichen Residenz Gottorp auf. Der Eisleber Philipp Crusius (Abnherr der hiesigen Familie von Krusenstern) und der Hamburger Otto Brügge-  
mann führte sie. Über Hamburg ging es nach Lübeck, von dort nach Travemünde, wo ein erfahrener Schiffer, Michael Cordes, der später auch die Fahrt auf dem kaspischen Meere bewerkstelligen sollte, angenommen wurde. Glück-  
lich gelangte auf demselben Wege, den noch heutigen Tages die Dampfschiffe einschlagen, die „Fortuna“ noch Dünamünde; ein Trompeter rief durch den Nebel hindurch einen Piloten an Bord. Vom „Gubernator“ in Riga gastlich empfangen, vertheilte sich die Gesellschaft hier und da in der Stadt, um in Erwartung der Schlittenbahn fünf Wochen liegen zu bleiben. Gegenseitige Gastereien und Unterhaltungen ließen die Wartezeit schnell verstreichen. Flemming fand sich in der Stadt Riga, die sonst dem Durchreisenden einen höchst wirren Eindruck hinterläßt, bald heimisch, um so

---

<sup>1)</sup> Daneben ist manches Gedicht 8. zu benutzen, z. B. der poetische Reisebericht, p. 200—213.

mehr, da er auch hier die deutschen Kastalinnen geehrt fand, von denen er geglaubt, man ehre sie nur an der Elbe, der Donau und am Rheine.

Nun sah er zu seinem freudigen Erstaunen, daß auch der ungelehrte Belt, die Düna, das Kind der Barbarei, sich lehren lasse <sup>1)</sup>. Guten Muthes dachte er jetzt an die Weiterreise, um auch der Mitternacht und dem Morgen die Kunst deutscher Poesie zu weisen.

Die landeseigenthümliche Art der Weiterreise fiel den Fremden anfangs unbequem. „Weil die Meisten der Unfrigen des Schlittensfahrens und im Schlitten sitzend das Pferd selbst zu regieren, wie wir damals thun mußten, nicht gewohnt, sah man den ersten Tag einen nach dem andern etliche Mal umwerfen und sich mit seinem Geräthe aus dem Schnee wieder auffammeln <sup>2)</sup>.“

Sie sammelten sich indessen wieder auf und gelangten glücklich über Wolmar, den Edelhof Helmet, wo ihnen bei Tische ein zahmes Elenthier vorgeführt wurde, und Schloß Ringen nach Dorpat. Hier war das Jahr zuvvor durch Gustav Adolph die Universität gegründet worden; sie zählte aber erst wenig Studierende, „indem nur zehn Schweden und etliche wenig Finnen sich dort befunden.“ Nach der Weihnachtsfeier in Dorpat wurde die Reise nach Narwa fortgesetzt, wo man in Erwartung der schwedischen Abgesandten, welche sich hier mit den holsteinschen vereinigen sollten, 22 Wochen liegen bleiben mußte. Mannigfache Unterhaltungen, Gastereien, Jagden u. dergl., die von den gastfreien Einwohnern Narwas veranstaltet wurden, hielten auf die Dauer nicht Stich. Man sehnte sich fortzukommen, zumal die lange müßig liegenden „gemeinen Völker“ oft mit

<sup>1)</sup> Vgl. p. 70. — <sup>2)</sup> Dl. p. 5 ff.

den Narwischen Soldaten in Uneinigkeit und Schlägereien geriethen, so daß die Gesandten und der „Gubernator“ immer zu richten und zu schlichten hatten. Da indessen vor dem Frühlinge der Ausbruch nicht wahrscheinlich erschien, um diese Zeit aber auf der Landstraße zwischen Narwa und Nowgorod (Nangard) beschwerlich fortzukommen war, wurde Flemming mit einigen Begleitern, Handpferden und schwerem Geräthe den 28. März (1634) noch bei guter Schlittenbahn dorthin vorausgeschickt.

Die eigentlichen Gesandten mit einem Theil des noch übrigen Gefolges machten inzwischen einen Abstecher nach Reval, wo sie von dem Rathe mit „Salveschießen und Beschenkungen“ wohl empfangen wurden.

Sie verweilten hier sechs Wochen und genossen sowohl von Seiten des Gouverneurs als auch der Bürgerschaft aller Ehren.

Wir folgen unserm Dichter nach Nowgorod und sehen, wie die neue Welt, die ihm hier inmitten eines damals noch wenig bekannten Landes aufging, auf seine poetische Thätigkeit einwirkte. Es wird gewiß Jeder, dem es vergönnt war, den engeren Grenzen der Heimath auf eine Zeit entrückt zu werden, an sich erfahren haben, wie solche Veränderung der gewohnten und eingetretenen Verhältnisse mächtigen Einfluß auf die ganze geistige Anschauung ausübt. Jünglinge sind von größeren Reisen als Männer heimgekehrt. Es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen; sie fanden sich bescheidener, einsichtsvoller, selbstständiger. Flemming spricht das geradezu aus. Bei zweimal sieben Jahren hat der Krieg sein theures Vaterland verheert, hat Städte und Dörfer eingeäschert, und seiner Macht ist nichts ungebroschen geblieben. Da redet sich der auf fremdem Boden Stehende an:

So sei ein wenig deine,  
 Mein Flemming, weil du kannst, du hast noch dieses Eine,  
 Von Allem, was du hatt'st, dich, den dir Niemand nimmt,  
 Wiewohl noch Mancher jetzt auch um sich selber künmt,  
 Des Andern mehr, als sein . . . 1).

Diese Worte sind ganz aus seiner innersten Seele geschrieben. Nicht leicht ist mir Jemand entgegengetreten, der es so sehr verstünde, sich zu objektiviren und auf einem so naiven Fuße mit sich zu stehen, als er.

Es ist nicht zu leugnen, Flemming besitzt ein gutes Theil Selbstbewußtsein; aber es ist das Selbstbewußtsein des Mannes, der sich nicht wegwirft, (Erfreulich tritt dieser Charakterzug auch in seinem Verkehr mit der sogenannten vornehmen Welt hervor) des Dichters, der die ihm verliehene Gabe dankbar erkennt und nicht unter den Scheffel stellt. Wie sehr er von eitler Selbstüberhebung frei gewesen sei, das drückt eins seiner schönsten Sonette aus — es ist geradezu vortrefflich zu nennen, — das ebenso bestimmt andeutet, wie sehr er von seinem Ich gewußt, als auch, wie er dasselbe in Zucht gehalten hat.

Sei dennoch unverzagt, gieb dennoch unverloren,  
 Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid;  
 Vergnüge dich in dir und acht es für kein Leid,  
 Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.  
 Was dich betrübt und labt, halt Alles für erkoren,  
 Nimm dein Verhängniß an, laß Alles unbereut;  
 Thu, was gethan muß sein, und eh' man dirs gebent.  
 Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.  
 Was klagt was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke  
 Ist ihm ein Jeder selbst. Schau alle Sachen an,  
 Dieß Alles ist in dir, laß deinen eitlen Wahn;  
 Und eh' du fürder gehst, so geh in dich zurücke!  
 Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,  
 Dem ist die ganze Welt und Alles unterthan.

1) p. 70.

Nowgorod besaß damals nicht mehr den Schatten seiner früheren Macht; aber Fleming sagte die jetzige geräuschlose Stille im Gegensatz zu den Wirren, denen er entgangen war, vielleicht vielmehr zu, als wenn der deutsche Hof mit seiner völkererregenden Herrlichkeit hier noch gethront hätte. Doch trugen diese Überreste deutschen Lebens, welche neben und unter dem nationalrussischen sich erhalten hatten, gewiß dazu bei, es ihm hier wohl werden zu lassen. Dazu kam der vertrauliche Verkehr mit Heinrich Neuborg, des Czaren Oberdollmetscher, der deutschen Poesie Freund und Pfleger <sup>1)</sup>. Alles zu Allem gerechnet, fand seine Muse hier mancherlei Anregung. Wenn das Gemüth des Dichters wohlthuend und friedlich bewegt wird, da muß es ja spritzen, wie der Wiesengrund, wenn ein erquickender Regen auf ihn herabrieselt. Mehr als ein Gedicht stammt aus dieser Zeit zu Nowgorod. Wir verweilen etwas bei dem größeren „In Groß-Neugart der Neusen,“ aus dem jene naive Selbstanrede genommen ist. In behaglicher Weise fährt er fort:

..... Was ist es, das dich schmerzt,  
Fürwahr ein großes Nichts! Kannst du nicht um die Elbe  
Und Mulde sicher sein, so such ein andre Statt,  
Die mit geringrer Lust auch mindre Sorgen hat.  
Die Welt ist groß genug .....

..... Ein Weiser dient der Zeit,  
Nimmt sein Verhängniß auf, wie es die Hand ihm beut,  
Ist trauernd dennoch froh. Ein himmlisches Gemüthe  
Ist irdnen Sachen feind, ermannet sein Geblüthe,  
Schätzt ihm kein Gut nicht gleich, ist in sich selbst vergnügt,  
In höchster Armuth reich .....

Des alten Vaters Noth, der fernen Mutter Leid,  
Der lieben Schwestern Angst, so vieler Freunde Neid,  
Seh' jetzt ein wenig aus! Thu was der Himmel heisset,

<sup>1)</sup> p. 564.

Nimm der Bequemheit wahr, eh sie sich dir entreißet,  
 Zueh' in die Mitternacht, in das entlegne Land,  
 Das Mancher tabelt mehr, als dieß ihm ist bekannt.  
 Thu, was dir noch vergönnt der Frühling deiner Jahre,  
 Laß sagen, was man will, erfahre du das Wahre,  
 (Dem traut man, das man sieht) und hoffe dieß dabei,  
 Daß in der Barbarei auch was zu finden sei,  
 Das nicht barbarisch ist.

Und seine Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Er kann  
 der Wolga (d. h. der Wolchow) nicht vorbei, ohne die Leute  
 zu preisen, die so sind, wie diese sind.

.... Wer lobet nicht den Mann,  
 Der sein ist, weil er ist, der Alles wissen kann  
 Und Alles haben auch? Er ist dazu geboren,  
 Daß er vergnügt sein kann; Man klaget nichts verloren,  
 Wenn sich der Vater legt. Seinsgleichen wächst er auf,  
 Der wohlerzogne Sohn. Erfolgt kein Erbgut drauf,  
 So ist er selbst sein Theil. Kein Geld gehört zum Leben,  
 Aus Golde wird kein Blut. Er sieht sich, was ihm eben,  
 Ein kräftigs Plätzlein aus, das er nicht kaufen muß,  
 Als wie man etwa thut. Da setzt er seinen Fuß,  
 Macht Feld und Gärten draus, fragt nichts nach hohen  
 Bäumen;

Wenn er nur Hiß und Frost und so was darf nicht scheuen,  
 So ist er wohl versorgt. Geht selbst zum Wald und haut  
 Die längsten Tannen aus, bewohnet was er baut,  
 Selbst Meister und selbst Wirth. Bekömmt er Lust zum  
 Weibe,

Des Nachbars Tochter will, ein Mensch <sup>1)</sup>, das schön vom Leibe  
 Und gut vom Herzen ist, die, daß er sie mehr liebt,  
 Dem sonst nicht blassen Mund ein liches Färblein giebt.  
 Wer suchet dieses hier? Sie leben in der Stille,  
 Kein Argwohn kommt in sie; sein Rath das ist ihr Wille,  
 Ehrt ihn, je mehr er herrscht und hält gewiß dafür,  
 Je schärfer er sie hält, je hulder sei er ihr.

<sup>1)</sup> So immer bei Fl., auch von der Geliebtesten.

Das glaubt kein Weib bei uns. Indessen ist kein Mangel,  
Ist wenn und was er will, speist, was ihm fängt die  
Angel,

Was Stall und Nest vermag und was sein Garten trägt.  
Sein Trinken führt der Bach; der wilde Forst der hegt  
Ihm was auf seinen Tisch. Gelüstet ihm zu jagen,  
Es steht ihm Alles frei, er darf es sicher wagen.

Sein Wind- und Federspiel das ist sein Fliß und Pfeil,  
Die er wohl selbst gemacht; ein Messer und ein Beil,  
Das ist ihm Werkzeug satt. Sein Vorrath ist auf heute,  
Auf morgen hat ihn Gott. Er zeugt nicht aus auf Beute,  
Wie seine Nachbarn thun, die um das schwarze Meer,  
Den Don, die Wolga sind. Seinbeutel ist nicht schwer,  
Doch auch nicht all zu leer. So darf er sich nicht grämen,  
Wo er den Unterhalt von Kleidern her soll nehmen.  
Sein Schaf trägt ihm den Pelz, sein Flachs und Hanf  
stehn wohl,

Daraus er spinnt und wirkt, so viel er haben soll.

Wird mit Gesundheit alt, weiß wenig von Gebrechen,  
Sein Knoblauch ist sein Arzt. (Das übermachte Zechen,  
Die allzuofte Kost, die zeitigt uns den Tod.)

Muß nicht zu Hofe ziehn, darf keine Frohne thun,  
In strengen Diensten sein, kann unbesorglich ruhn.

Schent keinen Aquavit, streckt sich in seinen Rasen,  
Läßt um und neben sich sein wenig Viehlein grasen,  
Das ist ihm Reichthum satt. Die schöne Nachtigall  
Fleugt über seinen Kopf, verführt so manchen Schall  
Und schläft den Müden ein. Da liegt er bis zu morgen.

Ihn plagt kein schwerer Traum, ist weit von allen Sorgen,  
Der uns den Schlaf zerreißt. Kein Dieb bricht bei ihm ein,  
Frau Armuth läßt ihn wohl für diesem sicher sein.

Gott muß ihm gütig sein. Er thut zu Mitternachte  
In Kirchen sein Gebet, er fastet mit Bedachte.

Fromm sein ist seine Kunst, von Mehrem weiß er nicht.

Wenn er verstehen mag nur, was sein Nachbar spricht,  
So meint er, hab' er g'nug — und was ist ihm mehr nütze?  
Kein Mensch wird mehr ein Mensch mit seiner Kunst  
und Witz.

So gilt's vor Gott auch nichts. Wer den in Einfalt ehrt,

Nur ein rein Herze hat, der ist recht hoch geehrt.

....  
 Es ist ein seltsam Thun, daß wir uns so bemühen  
 Um Ehre, Geld und Günst durch fremde Länder ziehen,  
 Frost, Hitze, Hunger, Durst, Angst, Mühe <sup>1)</sup> stehen aus.  
 Der Mann kömmt, weil er lebt, kaum übers dritte Haus.  
 Was bin ich mehr, als er? Ich will dir's besser weisen,  
 Wohin du sicherer sollst und mit mehr Nutzen reisen:  
 Geh! sieh dich selbst den durch, du selbst bist  
 dir die Welt;  
 Verstehst du dich aus dir, so hast du's wohl  
 bestellt<sup>2)</sup>.

So viel von der in epigrammatischer Kürze gehaltenen Schilderung eines fast saturnischen Zeitalters, die ebenso sehr in treffenden Zügen das noch unverdorbene Leben eines kräftigen Naturvolkes hinwirft, als sie reich ist an heilsamen und zu beherzigenden Gedanken, welche dem braven Sinne des Dichters bei der Vergleichung mit civilisirten, aber auch angefressenen Verhältnissen entsprossen.

So wohl behagte es ihm in Nowgorod, daß er in einer poetischen Zuschrift <sup>3)</sup> an seinen obengenannten Freund Nienborg äußert: Sollte er sich zu wohnen erkiesen, und wäre Wollen Thun, dann ließe er seines feisten Osterlandes Wollust stehn und erwählte sich der Neußen Land; dann sollten aber auch die Ströme frischer und die Bäche faustler gehen, indem er ein Lied anstimmen wolle, das Jeder ehre und kaum der Dritte könne, das sein Opitz ihn gelehrt, „der Preis der ersten Sängers, die redlich deutsch verstehn;“ wie Ovid den Guten gethan habe, so wolle er den Neußen singen.

<sup>1)</sup> In diesem gehäuften Aufführen von entgegengesetzten oder verwandten Begriffen ist B. ganz ein Kind seiner Zeit. — <sup>2)</sup> Vgl. oben „An sich.“

<sup>3)</sup> p. 74 ff.

Aber wenn der Frühling in das Land kommt, da wird Vieles anders. Jener Herzenstrieb, der uns immer die schönsten Stunden und freudigsten Gefühle mit andern nahen aber fernem Seelen theilen lassen möchte, schlug mit dem jungen Lenze mächtig in des Dichters Brust. Ein Sonett: „Von Groß-Neugart nach der Narwa übersendet“<sup>1)</sup>, spricht die lebhafteste Sehnsucht nach den Genossen aus:

... Sprich, daß sich sein Verweilen  
Doch durch des Himmels Gunst noch heute mag zertheilen,  
Noch heute, weil die Lust in voller Rose blüht —

ebenso die „Ode“ an Grahmann, welche mit den prägnanten Worten schließt:

Kommt zu uns, kommt, kommt ihr Frommen,  
Daß wir wieder zu uns kommen<sup>2)</sup>.

Nicht allzulange brauchten die Vorausgesandten mehr zu warten. Die schwedischen Abgesandten, an ihrer Spitze der damalige Gouverneur von Reval, Herr Philipp Scheibing<sup>3)</sup>, hatten sich endlich mit den Holsteinern in Narwa vereinigt. Beide überschritten nun nach einander unter allen Förmlichkeiten die russische Grenze und erreichten mit Benutzung der Schifffahrt auf dem Ladogasee und der Wolchow — manche interessante Abenteuer wieder zugeben, verbietet der Raum — am 28. Juli Gr. Nowgorod, von wo ihnen die seit vier Monaten harrenden Gefährten aus großen Freuden auf einem Boote über eine Meile entgegenkamen. Der Woiwode schickte ihnen zum Willkommen<sup>4)</sup> in die Herberge eine Tonne Bier, Meth und ein „Fäßlein“ Branntwein, wogegen ihm ein silbernes Trinkgeschirr „verehrt“ wurde. In der ersten Hälfte des August Fortsetzung des

<sup>1)</sup> p. 563. — <sup>2)</sup> p. 405 d. 30. Apr. 1634. — <sup>3)</sup> Dl. p. 6. — <sup>4)</sup> Lebens- und Transportmittel wurden auf russischem Grund und Boden umsonst geliefert.

Zuges über Iwer nach Moskau. Das Sonett „Er redet die Stadt Moskau an, als er ihre vergüldeten Thürme von ferne sahe“ <sup>1)</sup> möchte ich nicht mit Schwab in diese Zeit setzen. Die geliebte Basillene, deren goldenes Haar noch köstlicher ist, als das Gold der Thürme, ist Flemmings spätere Braut; diese hat er aber erst das Jahr darauf in Reval kennen gelernt. Von dem feierlichen Einzuge in Moskau, von der öffentlichen Audienz handelt Olearius bis in das kleinste Detail, p. 16 und 17, und es sind redliche Foliosseiten. Unter einem Bilbe, welches die letztere darstellt, findet sich die naive Erklärung:

Hier läßt der Russen Czar, die Holstein hat geschickt,  
Zur ersten Audienz. Sobald er sie erblicket,  
Reicht einem Jeden er die kaiserliche Hand  
Zu küssen, welches ist der Gnade Unterpfaß;  
Fragt selbst, wie es doch mit Herzog Friedrich stehe,  
Ob er noch sei gesund, ob's ihm noch wohl ergehe,  
Empfänget das Geschenk, so ihm der Herzog sendt,  
Giebt den Gesandten drauf ein köstlich Tractament.

Nach mehren geheimen Audienzen, welche der obengenannten folgten, kam endlich der Vertrag zu Stande. Unter gewissen Bedingungen wurde dem Herzog von Holstein der Durchzug einer Gesandtschaft durch das russische Reich nach Persien verstattet. Die Schweden wollten klüglich den Erfolg derselben erst abwarten.

Ende Decembers tritt die Gesandtschaft ihre Rückreise an. Flemming nimmt von der „großen Stadt Moskau“ in einem Sonette <sup>2)</sup> Abschied, indem er ihr u. a. wünscht, kein Mars und kein Vulkan möge ihr je lästig werden. Hat er etwas von dem künftigen Geschieke der Stadt ge-

<sup>1)</sup> p. 616. — <sup>2)</sup> p. 581.

ahnt? Sonst scheint seine Muse, einige kleine Glückwüns-  
schungen etwa ausgenommen, in dieser Zeit gefeiert zu ha-  
ben, was um so mehr zu verwundern ist, da es an neuen  
Eindrücken, (an einem großartigen Vorgeschmacke des Orients)  
welche die dichterische Thätigkeit leicht reizen konnten, nicht fehlte.

Am 5. Januar 1635 traf die Reisegesellschaft nach  
rascher Fahrt über Nowgorod wieder in Narwa und fünf  
Tage später wohlbehalten in Reval ein. Da die Jahres-  
zeit eine Reise zur See nicht gestattete, anderseits es aber  
nicht rathsam erschien, den ganzen Winter in Reval liegen  
zu bleiben, wurde beschlossen, den Zug zu Lande durch  
Preußen, Pommern und Mecklenburg auf das schnelligste zu  
verfolgen. Die meisten Völker des Comitatus wurden in  
Reval bei Heinrich Rosen in die Kost verdingt <sup>1)</sup>; die Ge-  
sandten aber zogen noch im Januar ab und nahmen ihren  
nächsten Weg auf Riga <sup>2)</sup>. Unter den Zurückbleibenden ist  
ohne allen Zweifel auch Flemming gewesen. Fast alle bio-  
graphischen Notizen lassen ihn mit nach Holstein zurückkeh-  
ren, u. a. auch die kurze Skizze von G. Schwab, der sich  
dafür auf den in Gottorp begangenen Namenstag Grab-  
manns beruft. Aber dieser wurde laut ausdrücklich zuge-  
fügter Notiz am 8. April 1635 in R. gefeiert <sup>3)</sup>, und drei  
Zuschriften an den Gesandten Kruse, so wie die ausführ-  
liche Flemmingische Schilderung des bei Hochland erlittenen  
Schiffbruchs der aus Holstein zurückgekehrten Gesandten  
beweisen <sup>4)</sup>, daß Flemming das Jahr 1635 in Reval ver-  
lebt hat. Wir wollen ihm daher dasselbe nicht zerstückeln  
und verkümmern, um so mehr, da es das glücklichste seines  
kurzen Lebens gewesen ist. Reval ist noch immer eine

<sup>1)</sup> Bis zum Beginn des persischen Zuges. — <sup>2)</sup> Ol. p. 27 ff. — <sup>3)</sup> p. 409.

<sup>4)</sup> Es geht daraus hervor, daß Flemming nicht persönlich dabei gewesen.

freundliche Stadt mit freundlichen, liebenswürdigen Einwohnern; damals scheint sie auf den Fremden einen besondern Reiz ausgeübt zu haben. Eine Abbildung im Olearius <sup>1)</sup> wird durch die stolzen Alexandriner erläutert:

So liegt die tapfre Stadt, wenn man sie außen schauet,  
 Die König Waldemar der Andre <sup>2)</sup> hat erbauet,  
 Die Gott und die Natur so reich gesegnet hat,  
 Als sonst an der See in Diesland eine Stadt,  
 An Hafen, Land und Volk, an Zucht und reiner Lehre.  
 Du bist Spartaner Art an Wesen, Ruhm und Ehre.  
 Dein Adel um dich her dir Zier und Nahrung giebt,  
 Du wirst von ihm, gleich er auch wird von dir geliebt.  
 Dein Gubernator <sup>3)</sup> ist, so hoch als von Geblüte,  
 Auch von Verstand und Rath, trägt zu dir solch Gemüthe,  
 Als sonst ein Vater pflegt: wie auch sein andre Hand,  
 Um welche du mir bist mein ander Vaterland <sup>4)</sup>.  
 Dein Wall ist wohl verwahrt von außen und von innen;  
 Der Herre Zebaoth wohnt selber bei dir drinnen,  
 Umringet deine Mauer, verriegelt deine Thor,  
 Auf das, wer nicht als Freund kommt, sitzen bleibt davor.  
 Du warst Rumantia, als dich der Czar bekriegte <sup>5)</sup>,  
 Der sonst mit Heeresmacht, wo er nur hinkam, siegte,  
 Wird deiner Mauern Spott; sie lachen seinen Schuß,  
 Also ein jeder Feind dich noch anschauen muß.  
 Dein wohlgekröntes Haupt und deine tapfern Glieder,  
 Die müssen thätig sein und sich nicht legen nieder.  
 So lange du wirst sein, es müsse dir wohlgehn,  
 So lange dieser Bau der Welt wird bleiben stehn.

Das spricht berecht genug für Ehslands von der Land- und Seeseite so herrlich gelegene Stadt. In der That er-

<sup>1)</sup> p. 50. — <sup>2)</sup> Die Dänen landeten unter Waldemar im Jahre 1219. —

<sup>3)</sup> Damals ein Ogensterna. — <sup>4)</sup> Bezieht sich, wenn ich nicht irre, auf Olearius späteren Schwiegervater. — <sup>5)</sup> Bezieht sich auf die Belagerung Revals durch Ivan den Grausamen im Jahre 1577, welche Ruffow in seiner Chronik ausführlich beschreibet.

freute sie sich damals der glücklichsten Verhältnisse. Der durch mancherlei Privilegien <sup>1)</sup> begünstigte Handel blühte; tüchtige Prediger bestätigten ihren öffentlichen Gottesdienst mit fast täglichen Predigten in unterschiedlichen Kirchen. „Hatte auch ein wohlbestelltes Gymnasium <sup>2)</sup>, aus welchem jährlich feine gelehrte Studiosi nach Dorpat auf die Livländische und andere Akademien verschicket werden.“ Es waren zu der Zeit die Bürger, „sonderlich die Herren des Rathes, Ministerii und Gymnasii so einig und vertraulich mit einander,“ daß die fremden Gäste ihre Lust daran sahen. Fleißig kam man zusammen und hielt Gastereien, bei welchen diesen viel Liebe, Ehre und Freundschaft erwiesen wurde. Die Sommerzeit bot zu solcher Lust gute Gelegenheit durch die vor der Stadt liegenden „lustigen Gärten, Koppeln und Spaziergänge.“ Mehr als einmal mag das alte ehrwürdige Brigitten aufgesucht sein, das freilich schon damals in Trümmern lag. Mit vieler Achtung wird auch des Adels damaliger Zeit gedacht, mit welchen die Revalschen Bürger „gute Gemeinschaft und Vertraulichkeit“ hielten. „Rechnet man hierzu den Umgang mit würdigen Gelehrten, mit wackern Kaufleuten von Welt und Bildung, mit heitern Musenfreunden und liebenswürdigen Damen, so vermiste der junge Dichter gewiß nichts, was ihm der beste heimische Boden nur je hätte tragen können.“ Das Jahr 1635 ist daher ungemein reich an dichterischen Ergüssen, die wiederum meist durch besondere Veranlassungen hervorgerufen wurden. Durch besondere Angabe verbürgt sind freilich nur eine ge-

---

<sup>1)</sup> „So hat sie dennoch von Heermeistern zu Heermeistern, von Königen zu Königen bis diese Stunde herrliche Freiheiten. Braucht sich des lübschen Rechtes.“ Dl. p. 51. — <sup>2)</sup> Wie die Universität in Dorpat von Gustav Adolph gegründet.

wisse Anzahl anzuführen; ohne Zweifel aber gehören aus inneren Gründen die meisten seiner erotischen Sonette in dieses Jahr. Reichen Genuß gewährte ihm der Umgang zweier Männer, die sich damals in Reval der größten Achtung erfreuten; diese waren Reiner Brockmann und Timotheus Polus. Der erstere, Professor der griechischen Sprache am Gymnasium, später Pastor zu St. Katharinen in Ehstland, versuchte sich in griechischen, lateinischen, deutschen und ehstnischen Gelegenheitsgedichten und tauschte seine poetischen Leistungen mit Flemming aus. Dieser nennt ihn in einem Stammbuchverse, der uns p. 89 aufbewahrt ist, einen Mann, „den Jeder lieben muß, der Liebe kann beginnen.“ Bei Gelegenheit von Brockmanns Hochzeit mit Jungfrau Dorothea Demmen läßt er die Muses glückwünschend auftreten und Thalia u. a. also reden:

Hirsche werden langsam alt,  
Keine Krähe stirbt bald;  
Ihren Jahren muß in gleichen  
Hirsch- und Krähenalter weichen.

Timotheus Polus, aus Merseburg gebürtig, war Kaiserlich gekrönter Poet und Professor der Dichtkunst am Gymnasium zu Reval seit 1631. Für sein vertrautes Verhältniß zu Flemming spricht sein Aubindegedicht auf dessen Namenstag (Pauli Bekehrung 1636) <sup>1)</sup>. Wie einst Horand an Hagens Hofe, so zwingt Flemming Alles mit seinem süßen Singen zur Liebe,

„Der hochbegabte Mann,  
Der Böses nicht darf leiden,  
Als daß ihn Böse meiden.“

Er kenne die „alten Schliche“ wo sie zusammen zu kommen pflegen; Grahmann solle sich auch einstellen und

<sup>1)</sup> Es steht unter Fl. Gedichten abgedruckt p. 265.

dann wollen sie dort „bei mäßigem Trunke“ den Abend verbringen.

Solches freundliche Entgegenkommen erwiderte Flemming mit aller Hingebung, deren sein der Freundschaft so zugängliches Herz fähig war. Er nimmt innigen Antheil an den Freuden und Leiden des ihm befreundeten Hauses und tröstet in einer, selbst nach Gervinus seelenvollen Ode die über den frühen Tod ihrer kleinen Christine betrübten Eltern. Ich will sie hier unverkürzt mittheilen und so zugleich das oben gegebene Versprechen erfüllen.

Ist's denn wieder schon verloren?

War es doch kaum recht geboren

Das geliebte schöne Kind.

Ja, so bald es vor ist kommen,

Sobald ist es auch genommen.

Schaut doch, was wir Menschen sind!

Etwan, wie ein Tausendschönlein,

Das gemalte Lenzensöhnlein,

Mit dem frühen Tag entsteht,

Welches, wie es mit ihm wachet,

Mit ihm scheineth, mit ihm lacheth,

So auch mit ihm untergeht, —

Also hast du dich verborgen,

Blümlein, um den sechsten Morgen,

Liegst dort nun hingestreckt,

Und hast durch dein schnelles Scheiden

Deinen frommen Eltern beiden

Ein sehr langes Leid erweckt.

Klagt Betrübte, wie ihr sollet,

Sie ist doch, wohin ihr wollet;

Uns ist übel, ihr ist wohl.

Ihr Geist der ist voller Prangen;

Nur ihr Leib ist hingegangen,

Wohin Alles ist und soll.

Wohin die Natur selbst stehet,  
 Wo die große Welt hingehet,  
 Dem eilt auch die kleine zu.  
 Sterben und geboren werden  
 Ist das stete Thun der Erden,  
 Nun ihr Tod ist ihre Ruh.

Babels Mauern sind versunken,  
 Rhodus sein Colosß ertrunken,  
 Nilus Werke gingen ein;  
 Sterblich waren alle Wunder,  
 Wie die Meister, wie jehunder  
 Wir und Alle werden sein.

Assur wird zu Theil den Persen,  
 Die dem Griechen; dessen Fersen  
 Folget Rom, die ewge Stadt.  
 Doch, wie ewig sie gewesen,  
 Kann man hören, sehen, lesen.  
 Schein ist's, was sie Ewigs hat.

Alles wird darum geboren,  
 Daß es wieder sei verloren;  
 Nichts bleibt allzeit, was es ist.  
 Alles, was sich angefangen,  
 Gehet stets in dem Verlangen,  
 Daß es seinen Tod erliest.

Sterben ist der Weg zum Leben,  
 Phönix wird es Zeugniß geben,  
 Selbst sein Vater, selbst sein Kind.  
 Soll es morgen wieder tagen,  
 So wird heute hingetragen,  
 Wo viel tausend gestern sind.

Es ist Alles Gottes Gabe,  
 Alles, was ich jezo habe,  
 Hab ich vormals nicht gehabt.  
 Der irrt, der es ewig gläubet,  
 Wucher ist's, solang es bleibet,  
 Was uns unsre Sinn' erlabt.

Als Gott sie euch überreicht,  
 Habt ihr euch mit ihm vergleicht,  
 Daß sie dennoch seine sei;  
 Daß er, wenn er auch nur wollte,  
 Sie hin wieder nehmen sollte,  
 Mußtet ihr ihm stellen frei.

Und die Wahrheit laut zu sagen,  
 Neid ist's, daß wir sie beklagen,  
 Wohl dir, o du kurzer Gast!  
 Wohl dir, daß du in sechs Tagen  
 Eines jeden Alters Plagen  
 Gänzlich überwunden hast.

Kleine Tochter, sei nun selig  
 Und zeuch uns auch stets allmählig  
 Nach dir auf und himmelan,  
 Daß auch wir der Zahl der Frommen,  
 In die du bist aufgenommen,  
 Balde werden zugethan.

Diesen Korb voll Anemonen,  
 Die der Frost stets soll verschonen,  
 Streuen wir auf deine Gruft.  
 Schlafe ruhsam in dem Kühlen,  
 Um dich her soll ewig spielen  
 Die gesunde Maienluft.

Gewiß, darin liegt mehr Herz und Fülle erquickender Gedanken, als in manchen Dutzenden von Liedern Anderer der Zeit zusammengengenommen.

Aus dem Verhältniß zu Polus erwachsen noch die Glückwünschungen p. 458 u. 62. Klingt aus den Strophen auf der kleinen Christine Ableben der Ton eines edlen, mitfühlenden Herzens, so aus denen auf den Namenstag des Vaters der Sang frischer und froher Lust. Es schließt:

Ja, ihr Freunde, macht's wie ich,  
 Leeret die gefüllten Schalen.  
 Polus mag das Mahl bezahlen.

So ihr Freunde, seht auf mich;  
Thut mir's nach, wie ich's euch weise,  
Auf die Wohlfahrt unsrer Reise!

Man hört es dem an, daß es der Dichter nicht nöthig gehabt hat, mühselig ein Trinklied zusammen zu denken, oder durch gelehrte Anwendungen herzustellen. „Er ist ein liberaler Becher und scheint das nicht bloß fingiren zu müssen.“

Derselbe frische Humor herrscht auch in seinen Hochzeitsliedern <sup>1)</sup>, die zu Reval entstanden, so in der „Liesländischen Schneegräfin,“ Schilderung einer „landschen“ Hochzeit, welche besonders für die Kenntniß der damaligen Sitten Interesse hat <sup>2)</sup>. An Derbheiten und pikanten Witzern fehlt es dabei keineswegs. Aber „bekanntlich galt dieses bei unsern ehrsamten Altvordern hier, wo von einer nach göttlichen und menschlichen Gesetzen erlaubten Sache die Rede ist, für Recht und Pflicht, und oft konnte dem mageren Stoff nur durch eine reichliche Zugabe solcher Würze aufgeholfen werden.“

So verging das Jahr im Genusse liebgewordener Verhältnisse. Jedes des poetischen Ausdrucks fähige Gefühl nahm nach alter Gewohnheit bei Flemming eine poetische Gestalt an, und die Gedichte p. 37. 39. 41. 88. 89. 121. 124. 163 ff. 184. 192. 335. 379—385. 388. 408. 439 ff. 451. 452. 457 ff. 461. 467 beweisen zur Genüge, daß er nicht gefeiert habe. Aber noch in anderer Weise war des Dichters Gefühl und Phantasie geschäftig. Dieß führt uns zu seinen erotischen Liedern, Oden (freilich auch nur Liedern) und Sonetten, von welchen Dichtungsarten jede reich vertreten ist, am meisten die zweite und dritte <sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> 163 ff. — <sup>2)</sup> Auch in sofern von Interesse, als es neben einzelnen früheren und späteren das einzige größere Gedicht Flemmings ist, das in das Gebiet des Epos übergeht. — <sup>3)</sup> Der poet. Wälder B. V (p. 172—188), Oden B. V (p. 486—544), Sonette B. III 600—668.

Bis zu seinem Aufenthalte in Reval scheint der gute Dichter nur den ersten Hauch der Liebe gekannt zu haben; jetzt erschließt sich ihr Kelch zur vollen Blüthe. Auch hier wieder das brave, treue Herz! Die muntere Schaar der baltischen Sirenen <sup>1)</sup> vermag das Andenken an Rubellen (s. v.) nicht zu verwischen, so sehr auch der lebhafteste junge Mann sich mancherlei Eindrücken hinzugeben geneigt ist. Hat das Verhängniß sie auch hingerissen, so bleibt ihm doch ihr bestes Theil:

Und darf ich künftig schon, Lust, dich besitzen nicht,  
So darf ich deiner doch mit Freunden stets gedenken <sup>2)</sup>.

Man nehme dazu das 77<sup>te</sup> der Sonette. Wie rührend redet er mit der „seligen Rubelle“, er habe es oft geschworen,

Zu lieben keine mehr, weil eine war verloren,  
Die ich mir, wie sie mich ihr hatte zugedacht.  
Sie aber Salvie, die liebe, hat gemacht,  
Daß ich den harten Sinn zu ändern hab erkoren.  
Verzeihe dieses mir, du selige Rubelle,  
Daß ich mir Salvien erwähl' an deiner Stelle.  
Ich sah ihr Antlitz an, ihr Haupt, ihr güldnes Haar,  
Ihr Reden, ihren Gang, wie wohl ihr Alles ließe.  
An Salvien war ganz, was an Rubellen war,  
Ach! daß doch Salvie nur auch Rubelle hieße!

Diese Salvie ist ohne Zweifel keine andere, als die oft besungene „Sie“ <sup>3)</sup>, auch wohl nur „Die“, oft auch

<sup>1)</sup> Vgl. p. 667. Sei, Landsmann Rosenthal, berühmt durch deine Stadt,  
Die aus der Pleiße oft mir zugetrunken hat;  
Auch Hargen hat, was Deinem gleich zu schätzen, —  
So einen schönen Busch, so einen Blumenplan,  
So viel von aller Lust, als du hast um und an,  
So schöne Jungfrau auch, Eins Allem vorzusetzen.

<sup>2)</sup> p. 609. — <sup>3)</sup> Vgl. p. 609, 628, 631, 641.

Anemone <sup>1)</sup> und Basileus <sup>2)</sup> genannte. Flemming steht noch ganz auf dem zarten und geheimnißvollen Fuße der Minnesänger. Die Geliebteste nennt er nur unter jenen Namen, oder bloß Philotata heißt sie ihm. Als diese längst sein ganzes Herz eingenommen hat, auch da noch gedenkt er der ersten Freundin, und wiederum in stiller Unterredung mit ihrem „edlen Geiste“ legt er das Bekenntniß ab:

Ich will dein Treuer sein, dieweil ich werde sein.  
Willst du denn überdies noch haben einen Schein,  
So frag die Liebste selbst, ich hab' ihr's oft gesagt <sup>3)</sup>.

Wer die letzten Zeilen zu würdigen versteht, wird in ihnen das schönste Denkmal für unseres Freundes edles Herz zu erkennen wissen. Neben der Philotata scheint ihn noch manche andere Schöne Nevals und anderer Orter, an denen er sich auf seiner weiten Reise aufhielt, eingenommen zu haben. Er pflegt es sich selbst zu verweisen, er liebe ihrer gar zu viel; er schildert es oft im Geheimen an sich. Was kann er aber thun? „Wer schützt sich vor zu starken Gewalten?“ An ihm, der nicht allzu häßlich ist, — sein Bildniß in der ersten Auflage seiner Gedichte zeigt angenehme Züge, — will Jedermann zum Ritter werden. Überreichten ihm doch drei Nevalsche Jungfrauen, deren Namen sich p. 261 verzeichnet finden, ihren „schüchtern“ poetischen Glückwunsch <sup>4)</sup>, der freilich mit den weniger schüchtern Zeilen schließt:

„Ein Bändlein wird geknüpft zum östern nur im Scherzen,  
Wer besser binden will, der binde mit dem Herzen.“

Konnte der Geehrte und Gefeierte da nüchtern und frostig bleiben? Es ist übrigens aus seinen Dichtungen un-

<sup>1)</sup> p. 610, 543, 521. — <sup>2)</sup> p. 616, 618. — <sup>3)</sup> p. 607. — <sup>4)</sup> p. 260, Flemmings Antwort p. 658.

schwer zu erkennen, wie tief sich jedesmal der Pfeil in sein Herz eingedrückt 1). Ist die Wunde nur leicht und obenhin, oder ist die Situation gar nur erfunden, so ist das Lied, in welchem er sich nach Göthes Art erleichtert, auch leicht und nicht selten tändelnd. Hier ist er ganz ein Kind seiner Zeit, sein Liebeslied „mehr Wiß als Empfindung, mehr Gedankenspiel als Seele.“ Das ganze Sonett läuft sicherlich auf eine pikante Endzeile hinaus, die freilich öfter sich ganz artig hören läßt. Mirandens Schönheit wird gepriesen. Von Vielen wird sie umschwärmt; die Zahl der Freier ist jedoch so groß, daß sie immer abtreten, weil andere kommen.

„Innittelst nimmt dein Glanz nur ab, dein Alter zu,  
Du wirst zu viel geliebt, zu wenig doch genommen“ 2).

An Chryssillen ist Alles golden. Sein Herz hat sich an dieses Gold gehalten; aber es ist nicht wie anderes Gold zu erringen.

„Wenn du dich hältst so hoch, als sich dein Werth beläuft,  
So kann dich Niemand nicht, als du dich selbst bezahlen“ 3).

Ähnlich sind einzelne der Oden gehalten, zum Theil Nachbildungen 4) fremder Vorbilder, so die Nachahmung der italienischen Weise: „O fronte serena“ 5).

Mit gleicher Leichtigkeit tanzt das Kuslied einher, das sich im V. Bande der Oden p. 536 findet. Nie mag wohl der Wunsch, „wie man wolle geküßt sein,“ fecker und beweglicher ausgesprochen sein. Gervinus hält es für eines von Flemmings besten Liedern.

1) Einmal muß der Knabe mit dem Pfeile, dessen Glanzperiode diese Zeit ist, doch auch erwähnt werden. — 2) p. 666. — 3) p. 642. Vgl. Son. 94 u. 61. — 4) 8. befaßt nicht unbedeutende Kenntnisse fremder moderner Sprachen, so des Holländischen und Italienischen. — 5) p. 492.

Aber bei diesen leichten, anmuthigen Scherzen sollte es nicht sein Bewenden haben. Das junge Herz wurde von einer ernstern Neigung erfaßt, die ihm Freude und Leid bringen sollte. Der Name der „Philotate“<sup>1)</sup> ist uns aufbewahrt. Sie hieß Anna Niehusen und war die Tochter eines angesehenen Kaufherrn, die jüngste von drei Schwestern. Die beiden ältesten verheiratheten sich um diese Zeit mit Salomon Matthias und Nikolaus von Hövelen, vgl. die beiden Hochzeitsoden p. 386 ff. Ihnen gelten ohne Zweifel die „Dreien Schwestern gewidmeten Sonette“<sup>2)</sup>, in denen des eigentlichen Flemming Ansprüche an das weibliche Geschlecht unverhohlen ausgesprochen sind.

Die schönste Schönheit ist ein züchtiges Gemüthe.  
 Was eine Jungfrau ziert, das wohnet im Geblüte;  
 Das Andre, was das Volk für schöne hält und heißt,  
 Der Seelen Überzug, der Leib, pflegt oft zu trügen.  
 Da ist ein schöner Leib, da ist ein schöner Geist,  
 Wenn sie, als hier, den Glanz von wahrer Schönheit kriegen.

Der Art scheint Anna Niehusen gewesen zu sein, und gerade das Züchtige und Zurückhaltende in ihrem Wesen muß den Dichter besonders angezogen haben. Nicht sowohl ihre Jugend, (18 Jahr) als ihre Tugend hat ihn gefesselt.

Wie selten sind sie sonst beisammen,  
 Ein Leib und Geist an Zier gleich reich;  
 Dieß doppelt meiner Liebe Flammen,  
 Bei dir ist Schmuck und Zucht zugleich<sup>3)</sup>.

Freilich wurde ihm der Sieg nicht so leicht, als bei jenen unbefangenen heitern Kindern, die ihm ihre poetischen Versuchung entgegenbrugen. In dem Sonette an den Steinbruch

<sup>1)</sup> p. 668. — <sup>2)</sup> p. 661 ff. — <sup>3)</sup> p. 533.

zu Reval lesen wir, daß er ihn einst aufgesucht, sich seiner „Liebesangst“ ein wenig zu entwöhnen. Aber was fand er?

„Du bist zwar harte wohl, doch kann dich Eisen zwingen;  
So lange müß' ich mich, ihr ist nichts abzuringen,  
Ihr festes Herze muß noch härter sein, als du 1).“

Ich will es unternehmen, aus den zahlreichen dieser Neigung entsprossenen lyrischen Ergüssen den Faden dieser Herzengeschichte herauszufinden.

Beim Tanze hat er die, nach der sein Herz verlangt, deshalb Desiderie genannt, zuerst gesehen 2). Vielleicht wurde er später in ihr elterliches Haus eingeführt, und vielleicht ist es eins von jenen „Höfchen“ gewesen, auf welchen noch jetzt die Kaufherrn Revals den Sommer zu verbringen pflegen, wo er sie näher kennen lernte. Ein Faulbeerbaum stand dort an einem Teiche, der Zeuge seiner stillen Liebe.

„Wie glücklich war ich da, wie aller Menschheit los 3).“

In der That er wußte nun, was Liebe sei, und konnte davon singen und sagen, anders als jene „Gelehrten mit den eisernen Eingeweiden.“

Früher mußte er gestehen: „Was Lieb' ist, weiß ich nicht, doch schreib' ich hier davon“ 4), und wie hölzern und schwülstig desinirt er:

Das süße Thun, das wir die Liebe nennen,  
Der freie Dienst, der wunderliche Streit,  
Der beste Schmach, die Zuckering der Zeit,  
Der liebe Tod, das angenehme Brennen,  
Und was wir sonst noch Bessers können kennen 5).

Jetzt lautet es anders:

Man hat mich oft bereden wollen,  
Die Liebe sei nichts als ein Wahn;

1) p. 636. — 2) p. 644. — 3) p. 667. — 4) p. 151. — 5) p. 147.

Jetzt wird mir an ihr Kund gethan,  
Was ich nicht hätte glauben sollen <sup>1)</sup>.

Und was hat er als das Wesen der Liebe erkannt?  
Er sagt es uns mit deutlichen Worten:

Ich bin nun nicht mehr selber ich,  
Ach! Liebe, wozu bringst du mich! <sup>2)</sup>

Darin ist ein Flemmingscher Grundgedanke ausgesprochen, den wir anzuregen schon mehrmals Gelegenheit gehabt haben. Es gilt ihm als Manneswürde, sich gewissermaßen zu gehören, ein bestimmtes Gleichgewicht in sich zu tragen, das selbst durch starke Bewegungen nicht erschüttert wird. Ein starkes Herz muß der Mann haben; „Nur zu“ ist seine Lösung; wer sich selbst entsetzt, der liegt. Dagegen

Ein Herze, das sich frisch der Noth entgegenstellt,  
Behält gewiß das Feld.  
Muß ich, so will ich dran,  
Ihr Feinde setzt nur an!  
Hier habt ihr euren Mann,  
Der euch die Wage hält etc. <sup>3)</sup>.

Er spricht zu sich: „Sei meine, wie ich soll“ <sup>4)</sup>. Noch bezeichnender und wahrhaft anschaulich sind die Worte:

Tritt unter dich, hüll dich in dich,  
Bis daß das Wetter lege sich!  
Was man nicht kann vermeiden,  
Das muß man tapfer leiden <sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> p. 514. — <sup>2)</sup> Wer denkt hierbei nicht an das Göttesbes  
„Herz, mein Herz, was soll das geben?  
Was bedrängt dich so sehr?  
Welch ein fremdes neues Leben!  
Ich erkenne dich nicht mehr.“ —

<sup>3)</sup> p. 536. — <sup>4)</sup> p. 609. — <sup>5)</sup> p. 542

Wie die feste Eiche dem Sturme und der Granitfelsen  
dem Nordwinde Troß bietet, so bleibt ein starkes Herz.  
Nur

Schlechte Seelen, die sind feige,  
Die nur von der Erde sind . . . . Dagegen  
Ein beherzteres Gemüthe  
Weichet keinem Glücke nicht;  
Es erfrischt sein Gemüthe,  
Wenn den Andern ihr's gebricht,  
Lacht und weinet nicht zu viel,  
Will stets, was sein Glücke will.

Das geht Alles für die gewöhnlichen Verhältnisse des  
Lebens. Aber eine Macht auf Erden, freilich zugleich des  
Himmels, ist stärker als alles *Aequam memento rebus in  
arduis servare mentem*, das ist eben die Liebe. „Nun bin  
ich ohne mich“ <sup>1)</sup> sagt Flemming jetzt im Gegensatz zu je-  
nem „Sei deine.“ Er selbst ist sich ein theurer Verlust <sup>2)</sup>.

Wie unverwirrt ist doch ein Herze,  
Das nichts mehr als sich selber kennt,  
Von keiner fremden Flamme brennt,  
Selbst seine Lust und selbst sein Schmerze.  
Seit daß ich nicht mehr meine bin,  
So ist mein ganzes Glücke hin.  
Ich schlaf, ich träume bei dem Wachen,  
Ich ruh und habe keine Ruh,  
Ich thu und weiß nicht, was ich thu . . .  
Jetzt bin ich dort, jetzt da, jetzt hier,  
Ich folg' und fliehe selbst vor mir.

Die letzten Zeilen der ersten Strophe sind indessen wohl nur  
so zu verstehen, daß er das Glück des sein eigen Seins

<sup>1)</sup> p. 175. — <sup>2)</sup> p. 612.

für ein höheres dahin gegeben hat. Wenigstens nennt er in derselben Ode die Ledigkeit eine falsche und freut sich, der Freiheit entfremdet zu sein. Des Holländers Heinsius „*Dominae servitium libertatis summa est*“ ist auch sein Wahlspruch. Der Verkehr mit der Geliebten —

Hierfür, wie auch will mein Sinn,  
Ist nun meine Freiheit hin <sup>1)</sup>.

Sein Dienst ist der der vollständigsten Hingebung, und ist ohnehin die Meinung der Minnesänger die seine, daß die Dichtkunst erfunden sei, die Ehre der Frauen zu mehren (dem kümmerlichen Geschlechte des siebzehnten Jahrhunderts etwas Unerhörtes), wie muß die Geliebteste unter Allen dichterisch gleichsam umwoben werden. Aber sein Liebeslied ist hier nicht so „unsinnlich und unfaslich, wie das der Minnesänger, sondern grade das Gegentheil davon.“ Alles ist Gelegenheit; Alles wird daher plastisch. Wie die Sänger des alten Testaments Bäume, Hügel und Thäler eines gelobten und geliebten Landes auffordern, an ihrer Freude und ihrem Leide Theil zu nehmen, so wird auch hier Alles, was nur irgend in Beziehung zu dem geliebten Gegenstande steht, mit in den Kreis dichterischer Begeisterung gezogen. Der Dichter redet mit dem „frehen Kiele,“ der ihr Bildniß in so enges Thun zu zeichnen vermeine und verlangt, wenn er ihren Leib entwerfe, daß er auch Leben hineinmale <sup>2)</sup>. Ihr Spiegel wird dreimal selig gepriesen <sup>3)</sup>; der Gedekring, welcher den Finger seiner Lust unbeschränken soll, wird mit tausend Weisungen versehen, wie

<sup>1)</sup> p. 500. — <sup>2)</sup> p. 638 vgl. 176. — <sup>3)</sup> Auch dieses Sonett endet bei-  
läufig mit einem Conetto:

Versuch es einen Tag und gönne mir dein Glück,  
Und daß ich wieder gleich in ihre Blicke blicke,  
So laß dieß Auge hier an deiner Stelle sein. — p. 639.

er dem Herzen der Geliebten zuschmeicheln solle <sup>1)</sup>. Den Baum, unter welchem er mit seiner Basileus gefessen, empfiehlt er besonderer Obhut <sup>2)</sup>, und die Bienen werden eingeladen, ihre Werkstatt unter dieser Linde aufzuschlagen <sup>3)</sup>. Ähnlich die Sonette „an Amenen, als sie sich mit Angeln erlustigte“ <sup>4)</sup>. „An den Sonnenschirm“ <sup>5)</sup> u. a.

Wenn Flemming auch von seiner Liebe bitteren Freude <sup>6)</sup> redet, von gehafter Lieb' und geliebtem Haß, von größtem Glück und größtem Unglück, so scheinen das keine bloßen Fiktionen und Phrasen zu sein. Aus mehreren Stellen der Oden und Sonette zu schließen, muß ihrerseits eine zeitweilige Erkaltung in der Zuneigung zum Dichter stattgefunden haben. So schließt jede Strophe der zwölften Ode <sup>7)</sup> des fünften Buches mit dem Refrain:

Nur du verlezte Charitinne,  
Bist noch auf deinem harten Sinne —

und in der auf seiner weitem Reise gedichteten <sup>8)</sup>, welche sich übrigens mit Bürgerischer Leichtigkeit bewegt, gesteht er:

Habt ihr mich auch recht froh gesehn,  
Ihr Baltischen Sirenen;  
Ist mir von Herzen wohl gesehn  
Bei eurer Lust ihr Schönen?  
Zwar eure Gottheit nahm mich ein,  
Daß ich euch mußte günstig sein;  
Doch war ich nie ohn' Schmerzen  
Um meines Herzens Herzen.

So durfte er auch sagen: „Sie kränket mich so sehr, als sie mich hat gelabt.“ Die Zeit der „Verstosung“ <sup>9)</sup>, in der er seine Thränen so kindlich anredet, muß

<sup>1)</sup> p. 659 vgl. 654, 655, 647. — <sup>2)</sup> 655 vgl. 628. — <sup>3)</sup> 656. —  
<sup>4)</sup> p. 630. — <sup>5)</sup> p. 658. — <sup>6)</sup> p. 511. — <sup>7)</sup> p. 501. — <sup>8)</sup> p. 539. — <sup>9)</sup> p. 604.

für ihn eine sehr aufgeregte gewesen sein. Ist es erlaubt, die elfte Ode des fünften Buches auch hieher zu ziehen, so rief der harte Sinn der Geliebten <sup>1)</sup> auch in dem Liebenden Widerspruch und Lust zur Rückkehr in sich selbst hervor, die sich zu dem kühnen Entschlusse steigerte:

Komm, güldne Freiheit, komm, mein Leben  
 Und setze mir dein Hütlein auf;  
 Ich habe gute Nacht gegeben  
 Der Eitelkeiten schnödem Lauf.  
 Sie sei nun, wie sie will, alleine,  
 Und ich bin niemals mehr, als meine <sup>2)</sup>.

Doch das ging nicht anders, als

„Auf des Vogels Art  
 Der, weil er durch das Garn zuvor gefangen ward,  
 So oft zurücke kam, so oft er hoch begehrte“ <sup>3)</sup>.

In beweglicher Weise spricht er den Entschluß seiner Rückkehr zu der Geliebten aus:

Und gleichwohl kann ich anders nicht,  
 Ich muß ihr günstig sein,  
 Obgleich der Augen stolzes Licht  
 Mir mißgönnt seinen Schein.  
 Ich will, ich soll, ich muß dich lieben,  
 Dadurch wir beid' uns nur betrüben,  
 Weil mein Wunsch doch nicht gilt,  
 Und du nicht hören willst.

Wie manchen Tag, wie manche Nacht,  
 Wie manche liebe Zeit  
 Hab' ich mit Klagen zugebracht,  
 Und du verlachst mein Leid.

<sup>1)</sup> Sie hat einen Sinn erküßt,  
 Dem fester Stahl nicht zu vergleichen,  
 Und harte Diamanten weichen. — p. 500.

<sup>2)</sup> p. 501 ff. — <sup>3)</sup> p. 611.

Du weißt, du hörst, du siehst die Schmerzen  
 Und nimmst der keinen doch zu Herzen,  
 So daß ich zweifle fast,  
 Ob du ein Herze hast.

Bist du denn harter Stein und Stahl,  
 Die man doch zwingen kann?  
 Feld, Wiesen, Wälder, Berg und Thal  
 Sehn meine Wehmuth an.  
 Die Vögel seufzen, was ich klage,  
 Der hohle Busch ruft, was ich sage —  
 Du nur, du stolze du  
 Hältst Ohr und Augen zu.

Ach denke, denke, was du thust,  
 Ich kann nicht anders sein.  
 Ich hab an meinem Leiden Lust,  
 Du haßest meine Pein.  
 Kann ich denn keine Huld erlangen,  
 So laß mich die Günst nur empfangen  
 Und wolle doch mit mir,  
 Daß ich stracks sterbe hier 1).

Was er so heiß ersuchte, blieb nicht unerhört. Bald durfte er von „Versöhnung“ und neuem Leben singen, und als er nach Jahren, nachdem er vieler Länder und Städte Menschen und Sitten gesehn, von Neval auf einige Zeit in das Heimathsland zurückkehrte, dort die langersehnte Ruhe zu gründen, die ihm nur auf dem Gottesacker zu Theil werden sollte, da klang es, als habe er sein nahes Ende geahnt, so in seinem Herzen wieder: 2)

Ein getreues Herze wissen,  
 Hat des höchsten Schazes Preis.

1) p. 493. vgl. p. 494: Geht ihr meine Thränen, geht  
 Und erwecket der das Herze ac.

2) p. 532.

Der ist selig zu begrüßen,  
 Der ein treues Herze weiß.  
 Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,  
 Denn ich weiß ein treues Herze.

Läuft das Glücke gleich zu Zeiten,  
 Anders als man will und meint —  
 Ein getreues Herz hilft streiten  
 Wider Alles, was ist feind.  
 Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,  
 Denn ich weiß ein treues Herze.

Sein Vergnügen steht alleine  
 In des Andern Redlichkeit,  
 Hält des Andern Noth für seine,  
 Weicht nicht auch bei böser Zeit.  
 Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,  
 Denn ich weiß ein treues Herze.

Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,  
 Geld und Reichthum, das zerstäubt,  
 Schönheit läßt uns bald zurücke,  
 Ein getreues Herze bleibt.  
 Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,  
 Denn ich weiß ein treues Herze.

Eins ist da sein und geschieden,  
 Ein getreues Herze hält,  
 Giebt sich allezeit zufrieden,  
 Steht auf, wenn es niederfällt.  
 Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,  
 Denn ich weiß ein treues Herze.

Nichts ist süßers, als zwei Treue,  
 Wenn sie eines worden sein;  
 Dieß ist's, daß ich mich erfreue,  
 Und Sie giebt ihr Ja auch drein.  
 Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,  
 Denn ich weiß ein treues Herze.

Die weisen Männer des Alterthums sind durch die kürzesten Aussprüche in unserm Gedächtniß erhalten worden. Hätte Fleming auch weiter nichts gedichtet, als das Sonett „An sich“, das Reiselied „In allen meinen Thaten“ und das Lied von dem treuen Herzen, er hätte gerechten Anspruch auf das ehrende Andenken der Nachwelt.

In deine letzten mühsamen Lebensjahre, — es sind wahre Pilgerjahre — du deutscher Dichter mit dem starken treuen Herzen, wollen wir dir dieses Mal nicht folgen. Vielleicht begegnen wir uns ein andermal noch wieder.

Während so Fleming mit den in Reval zurückgebliebenen Gefährten schöne Tage verlebte, erlitt der um diese Zeit, im November 1635, aus Holstein zurückkehrende Hauptstocck der Gesandtschaft bei Hochland den kläglichsten Schiffbruch. So sehr hatte sich dieser Unfall den mit genauer Noth dem Tode Entronnenen eingepägt, daß sie, bereits auf der Wolga schwimmend, in der Nähe von Nischni-Nowgorod eine Gedächtnißfeier göttlicher Errettung anstellten. Fleming aber brachte nach der gegebenen Erzählung der Freunde den Schiffbruch in Alexandriner, aus denen wir erfahren, mit welcher Theilnahme man in Reval der sehnüchtig erwarteten und schon fast aufgegebenen Gesandtschaft gedachte <sup>1)</sup>.

Was traf auch uns für Angst, was führten wir für Klagen  
 In Hargens lieber Stadt, die ofte nach euch sah  
 Und ofte mir rief zu: Ach, sind sie noch nicht da?  
 Der Weg zum Strande zu ward ach! wie viel getreten!  
 Die Canzeln wünschten euch mit sehnlichen Gebeten.  
 Das Rathhaus und der Markt, ja fast ein jedes Haus  
 Besprach sich nur von euch und sah erbärmlich aus.  
 Die Zeit war längst vorbei, in der ihr wolltet kommen,  
 Kein Schiff von Holstein her kam durch den Belt geschwommen.  
 Wir schickten hin und her, zu wissen, wie es sei.  
 Die Post lief wunderlich. Man sagte mancherlei:

<sup>1)</sup> Di. p. 43. St. p. 79.

Der hätt' euch auf der See geseh'n, der gar gesprochen;  
 Der meinte, hier und da wär' euer Schiff gebrochen.  
 Da wär' ein deutsches Pferd, ein solch und solcher Mann,  
 Dort wieder dieß und das an's Land getrieben an.  
 Wie sicher anfangs wir auf euer Glücke waren,  
 So kleinlaut wurden wir, als nichts nicht zu erfahren,  
 Als Trauern von euch war. Die Furcht wuchs mit der Zeit,  
 Es dachte Mancher gar schon auf ein Trauerkleid,  
 Der traurig schien um euch. Es war so bald nicht morgen,  
 Wir eilten auf den Wall, wir freuten uns mit Sorgen,  
 Wenn auf verdachter See ein frisches Segel kam.  
 So wurden wir zuletzt auch unsrer Hoffnung gram.

Der überstandene Schiffbruch ist merkwürdig genug, daß wir ihm schließlich einen Platz vergönnen zu dürfen glauben. Am 22. October hatten die Gesandten Hamburg verlassen, hatten am 27. zu Lübeck ein nagelneues Schiff bestiegen und waren am 28. nach gehaltener Betstunde in Gottes Namen unter Segel gegangen. Schon der folgende Tag brachte ihnen die größte Gefahr. Das Schiff hatte sich zu sehr der dänischen Küste genähert; das Fahrwasser betrug nur 4 Faden. Da lief es mit vollen Segeln auf eine blinde, zum Glück flache Klippe und blieb sitzen. Es war aber um die Zeit des Neumondes, und die Nacht so rabenschwarz, daß man nicht die Länge des Fahrzeuges überblicken konnte. Plötzlich legte es sich auf die Seite, so daß die gesammte Besatzung ein Jammern und Wehklagen erhob. Viele fielen auf die Knie und flehten Gott inbrünstig um Rettung an. Der Schiffer selbst weinte wie ein Kind, stand bestürzt und wußte weder aus noch ein. Freunde nahmen von einander Abschied. Die Meisten aber thaten Gelübde zu Gott und verhiessen ein Jeglicher nach Vermögen, wenn sie errettet würden, den Armen zu geben, was auch später gehalten ward, „indem von solchen gelobten und verehrten Geldern zu

Neval ein arm und frommes Kind davon ihre Aussteuer zur Heirath bekam.“ „Unter Andern war auf dem Schiff sehr kläglich anzusehen, daß des Gesandten Crusii Sohnlein, Joseph Philipp, ein Knabe von neun Jahren, auf den Knien lag und mit aufgehobenen Händen gen Himmel ohne Aufhören überlaut rief: Ach, Du Sohn Davids, erbarme Dich mein. Und der Feldprediger darauf: Herr, willst Du uns nicht hören, so erhöre doch dieß unschuldige Kind. Und Gott gab Gnade, daß das Schiff, ob es wohl durch die Wellen auf den Klippen zum öftern hart fortrückte, bisweilen sich erhob und wieder niederfiel, und also einen Stoß nach dem andern bekam, dennoch ganz blieb, und wir darinnen erhalten wurden. Wenn dann bisweilen ein solcher gewaltiger Stoßwind kam, und eine Welle nach der andern zu uns einschlug, erneuerte sich allemal das Jammergeschrei, indem wir meinten, nun wäre es um uns gethan.“

Um ein Uhr sahen sie in der Nähe ein Feuer aufgehen, welches die Nähe des Landes verkündete. Ein Boot wurde ausgesetzt, die Möglichkeit der Landung zu erforschen. Aber kaum waren drei Leute hineingesprungen, als die Wellen dermaßen dazu schlugen, daß sie alsbald „pfützennas“ den Rückzug antreten mußten. Die fürstlichen Credenzschreiben wurden bei dieser Gelegenheit gänzlich verdorben. Endlich graute der Morgen, und die Trümmer eines dänischen Schiffes ließen zur Genüge erkennen, welcher Gefahr man entronnen war. Ein kleiner Knabe, der allein von der dänischen Schiffsmannschaft übrig geblieben war, wußte davon zu erzählen; man nahm ihn mit und schaffte ihn nach Calmar. Bei Sonnenaufgang, als der Wind sich etwas gelegt, kamen zwei öländische Fischer mit kleinen Bötchen an das Schiff und setzten „nach Zusage großer begehrtter Verehrung“ Einige an das Land. An diesem Tage hatte man noch den Ver-

lust des Schiffszimmermanns zu beklagen, welcher bei einem Versuche, den Anker auszuwerfen, erbärmlich ertrank.

Endlich lag das verhängnißvolle Öland im Rücken, und Calmar nahm die Seemüden auf. Von hier aus wurden zwei Abgeordnete nach Gottorp geschickt, neue Credenzschreiben einzuholen. Nach gepflogener Berathung, ob man den Landweg durch Schweden einschlagen, oder es weiter zur See wagen solle, entschied man sich für das Letztere, nahm zwei Piloten an Bord, stach wieder in die See und bekam nach mancherlei Gefahr Gotthland zu Gesicht. Als sie es am 5. November im Rücken hatten, erhob sich abermals ein gewaltiger Sturm, der kaum den Gebrauch der Segel gestattete. Nach mannigfaltigem Umherirren begegneten sie einer gleichfalls rathlos umherirrenden Schute, die auch nach Reval wollte. Anfangs folgte sie den Holzsteinern; dann legte sie bei Dagoort vor Anker und gelangte bald darauf glücklich nach Reval. Nicht so gut wurde es unsern Freunden. Der Hauptmast bricht und stürzt über Bord; der Bootsmann wird so von einem Taubende getroffen, daß er später das Leben darüber aufgibt; Schrecken, Furcht und Wehklage bemächtigen sich Aller. „Wir brachten also abermal diese Nacht in großer Angst zu.“ Mit dem angehenden Tage, dem 8. November, sahen die Schiffbrüchigen sehnsüchtig nach dem Reval'schen Hafen aus, hofften diesen Tag einmal den ungestümen Wellen zu entkommen und den Fuß an das Land zu setzen. Schon hatte das Haupt der Gesandtschaft, Brüggemann, Vorsehrungen getroffen, „mit was Art und Pracht man in Reval einziehen wollte.“ Aber diese schönen Pläne wurden zu Wasser im vollsten Sinne des Wortes. Das Land entschwand wieder den Blicken der Umherirrenden, und sie wußten nun wieder nicht, wo sie waren. „Und nachdem gegen 9 Uhr die Sonne ein wenig

herfür brach, den Nebel verzehrte und uns wieder ein freies Licht vergönnte, wurden wir gewahr, daß wir dem Nevalischen Hafen schon vorbeigegangen waren. Indem erhob sich bei hellem Sonnenschein aus Nord ein so schrecklicher und unerhörter Sturm gleich einem Erdbeben, als wenn Himmel, Erde und See über einen Haufen stürzen wollte. Es saufete und braufete heftig in der Luft. Die als hohe Berge erhobenen und schäumenden Wellen wütheten grausam gegen einander; das Schiff wurde von der See zum östern gleichsam verschlungen und wieder ausgespieen. Der Schiffer, ein alter Mann, wie auch etliche unsrer Völker, welchen zuvor in ost- und westindischen Schiffahrten mancher saure Wind unter Augen gegangen, betheuertem hoch, daß ihnen niemals solcher Sturm und Gefahr zu Handen kommen wäre. Wer erkennt nicht unsern alten Nachbar mit seinen Novemberlaunen wieder, die noch vor wenigen Jahren, als unter des Friedens segnender Hand die Schiffahrt gedieh, mancher Seefahrer erfahren mußte?

„Und die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns.“ Doch zurück zu unsern Schiffbrüchigen vom November 1635! Schon hatten sie an aller Rettung verzweifelt. Zwischen Furcht und Leben schwebten sie dahin. „Und da hieß es, aus der Tiefe rufe ich Herr!“ Etliche saßen erstarrt und konnten vor Todesangst weder singen noch beten; seufzen war das Beste. Einer tröstete den Andern aus Erbarmen mit guter Hoffnung, die er selbst nicht glaubte. Als der Geistliche, welcher vor Andern sich Muth faßte, auf die Worte kam: „Heute sind wir frisch und stark, morgen todt und liegen im Sarg,“ antwortete ein Andern und rief: „Ach, diese Glückseligkeit kommt uns nicht zu; morgen schwimmen vielleicht unsere Leiber zwischen den Klippen.“ Und wie sie zuvor zuerst Schiff und Güter gern in die Schanze schlugen und baten

nur um das bloße Leben, so vergaßen sie jetzt auch das Leben und baten nur um die Seligkeit. In ihren Augen waren sie auch schon todt und sahen aus wie die Leichen. Als der Gesandte Crusius solche Bestürzung sah, rief er: Lasset uns mit Gebet anhalten; ich weiß, Gott wird uns helfen; mein Herz sagt es mir. Das Schiff aber wollte dem Steuer nicht mehr gehorchen und lief dem Winde nach. In dieser Noth fiel dem Hauptbootsmann Jürgen Steffens ein, daß eine Insel Hochland in der Nähe liegen müsse. Man müsse sehen, ob man sich dort bergen könne; er wisse von früher, daß dort guter Ankergrund zu finden sei. Aber vor Abend das Eiland zu erreichen, war bei dem gelähmten Gange des Fahrzeuges unmöglich, das unaufhörlich des eindringenden Wassers entledigt werden mußte. Ungefähr um 3 Uhr Nachmittags schaute der eine Bootsmann nach Land aus und rief: Gottlob, ich sehe Hochland. „Da wurden wir so hoch erfreut, daß wir mit Händen frohlockten, für Freuden weinten und einander wieder tröstlich zuredeten“. Singen wieder an zu singen: „Te deum laudamus.“

Die Armen ahnten nicht, was ihnen noch bevor stünde. Mit Sonnenuntergang begann der Sturm sich zwar zu legen; aber das erzürnte Meer warf die Wellen immer noch sehr hoch. Mit großer Vorsicht suchte man das Schiff vorwärts zu bringen. Zum Glück fing es gegen Abend an zu schneien, so daß die bergige Insel desto deutlicher aus dem Wasser hervorragte. Um sieben Uhr fiel in einer Einbuchtung auf der N. Seite der Insel auf 19 Faden Tiefe der Anker. Zwei Tage war weder Speise noch Trank über die Lippen der Geängsteten gekommen. Jetzt erst dachte man wieder daran, daß man noch zu den Lebenden gehöre, nahm Speise und Trank und dankte Gott für die Rettung bisher.

Den 9. November blieben sie bei leidlichem Wetter vor Anker liegen und besserten das Schiff aus, so gut es eben ging. Die Gesandten ließen sich indessen an das Land setzen, um die Insel zu erkunden und „sich zu erlustiren.“ Am Abend wurde Rath gehalten, was weiter zu thun sei. Einige stimmten für die Weitersfahrt nach Narva, andere für die Umkehr nach Reval, während noch Andere in Erwägung des kläglichen Zustandes des Schiffes an vorläufiges Verbleiben auf der Insel dachten. Diese Berathungen wurden indessen bald gewaltsam durchschnitten. Ungefähr um 9 Uhr, als schon Alles der lange entbehrten Ruhe pflegte, kommt der Schiffer vor der Gesandten Lager und berichtet, daß sich der Wind nach D. gewandt; er stoße mithin auf das Land, und man könne ohne Gefahr nicht liegen bleiben. Die Fahrt nach Reval zu wagen, sei unter diesen Umständen das Beste. Die Gesandten gaben ihm zur Antwort, er solle es so machen, wie er es vor Gott und vor der Welt zu verantworten gedächte. Indem nun der Anker gelichtet wurde, setzte der Wind in einen fliegenden Sturm um und trieb das Schiff gewaltsam dem Lande zu, daß keine Mühe, wie angestrengt auch dagegen gearbeitet wurde, versangen wollte. Da wurde wieder ein großes Geschrei gemacht und gerufen, wer sein Leben retten wolle, der solle aufstehn und sich oben auf das Deck begeben; es sei große Noth vorhanden, und ließe sich alles zu einem gefährlichen Schriffbruche an. Man ließ zwar den Anker wieder fallen; allein das Schiff war schon auf 30 Faden dem Lande zugetrieben. Während die Gesandten auf dem eilig in Stand gesehtem Boote an das Land geschafft wurden, gerieth es dermaßen auf die zahlreich am Strande liegenden Steine, daß die Zurückbleibenden meinten, nun würden sie alsbald „ersäuft“ werden. Nun drängte Alles zu dem Boote; aber die Schiffsmannschaft

wehrte es, damit die Letzten in dem Falle, daß das Boot zertrümmert würde, nicht ganz von aller Rettung abgeschnitten würden. Aus Sorge für das Boot wurden auch die distinguirten Gesandten nicht ganz an das Land gesetzt, sondern mußten die letzte Partie bis zur Hälfte des Leibes in dem eiskalten Wasser watend zurücklegen. Dasselbe Loos theilte auch der Erzähler dieses Schiffbruches, Olearius, der, obwohl eben von einer schweren Krankheit genesen, sich dem kalten Novemberbade unterziehen mußte. Er macht auf der Abbildung p. 40 dabei eine sehr komische Figur, wie er eine Schatulle krampfhaft umfaßt hält, während er selbst von dem Arzte der Gesandtschaft, Flemmings Freunde Graßmann, am Schoße rückwärts gezogen wird.

Es kamen jedoch die Menschen glücklich alle auf das Trockene. Eine Stunde später ward das Schiff zum Wracke. An diesem Orte der Insel lagen 5 Fischerhütten, in welchen ein Trupp vom Sturme festgehaltener Bauern bereits sich häuslich niedergelassen hatte. Dort bargen sich die Schiffbrüchigen, und das war ihr Glück. Denn ohne dieses schirmende Obdach möchten sie wohl in der kalten Novembernacht erstarrt sein. Dazu fiel ein so tiefer Schnee, daß man weder Weg noch Steg erkennen konnte.

Dankbar legten sie, jeder nach Vermögen, ihre Gaben in den Gotteskasten einer einsam hier stehenden Kapelle.

Den Morgen des andern Tages, am 10. November, gingen sie an den Strand, um zu sehen, ob man etwas von den Gütern retten könne. Aber die See wüthete noch zu heftig, so daß sich keiner auf dem Boote auszufahren getraute. Nachmittags, als Wind und Wellen sich etwas gelegt hatten, bemühte man sich, die Pferde aus dem Wasser zu retten. Fünf wurden glücklich an das Land gezogen;

zwei andere ertranken. Leider richteten sie vor ihrer Abholung auf dem Wracke einen großen Schaden an, indem sie ein kostbares Uhrwerk, mehre tausend Thaler an Werth, unter ihren Hufen zertraten. Die folgenden Tage, — die Sonne schien helle — wurden dazu benutzt, die geborgenen Kleider, Bücher und Geräthe zu trocknen, welche durch das Salzwasser theils häßlich zugerichtet, theils verdorben waren.

Ob die Aussicht, möglicher Weise den Winter hier zu verbleiben, unsern Freunden sehr willkommen gewesen, können wir kaum denken; denn Hochland beansprucht wohl nur, das nackte Leben den Wellen Entronnenen zu sichern, wenig mehr. Hören wir Flemming über dieses Eiland:

Es liegt ein hohes Land in Amphitritens Armen,  
 Die manches Schiffes hier sich pfelegt zu erbarmen,  
 Das deinen Scheeren zu, o Finnland, wird gesagt,  
 Da sein gewisser Tod weit von ihm nach ihm fragt.  
 Das Land heißt, wie es liegt, hoch in die Luft gestreckt,  
 Dem stets sein kahles Haupt mit Wolken ist bedeckt,  
 Kahl, felsicht, trocken, leer — wild, doch ohn' alles Wild,  
 Raum dreier Fischer Stall. Ein wahres Ebenbild  
 Der reichen Armuth selbst . . . 1).

Dazu kam schon jetzt empfindlicher Mangel an Lebensmitteln, so daß man sich mit aufgeweichtem Zwieback, mit Rümmel gekocht, behelfen mußte. „Kam Etlichen der Unsrigen gar sauer vor.“ Vor einigen Jahren hatten Schiffbrüchige Tannenborke in ihrer Verzweiflung angenagt.

Doch das wüste Eiland hatte auch seine Wachteln!

---

1) Vgl. das Gedicht „Als die fürstlichen Holsteinschen Gesandten nach erlittenem Schiffbruche auf Hochland angekommen.“ p. 457.

„Einmal bekamen wir eine große Menge kleiner Fische, Erizgen, die wir in einem aus dem Berge laufenden Bächlein mit Hemden und Betttüchern fingen; mit denselben konnten wir auf einmal alle Völker speisen.“

Am 12. November wurden zwei finnische Böte gleichfalls von dem Sturme an die Insel gejagt.

Auf einem derselben ging bei ruhigerem Wetter der Kammerherr von Üchtritz nach Reval voraus. „Mit was Freuden derselbige von den Unsrigen ist empfangen worden, ist leicht zu erachten; denn sie Alle um ihn herum gelaufen, für Freuden weinende nicht gewußt, was sie erst fragen und sagen sollen.“

Am 17. wagten es auch die Gesandten, auf zwei „elenden“ alten Böten das feste Land zu erreichen; die Segel waren aus alten Lumpen zusammengeslickt. Als sie mit vieler Mühe 5 Meilen vorgebrungen waren, wollten die Führer dieser gebrechlichen, nicht einmal wasserdichten Ruffschalen wieder umkehren und ließen sich nur mit Mühe bewegen, die Ruder zu gebrauchen und an einer kleinen wüsten Insel zu landen. Zum Glück fanden die Gesandten hier zwei leere, halb in die Erde gebaute Hütten, wo sie ein Feuer anmachten und die Nacht verblieben. Das schon mangelnde Brot mußte ein Parmesankäse ersetzen.

Am Morgen fuhren sie bei günstigem Winde, aber hohler See wieder weg. Nach zweistündiger Fahrt wurde des Gesandten Brüggemann Boot durch einen plötzlichen Windstoß auf die Seite gelegt, daß die Bauern alle Mühe hatten, es wieder in Ordnung zu bringen. Ein solcher Stoß wiederholte sich dreimal; aber die Bauern kamen ihm jetzt zuvor. Das erste Mal erschrakten die Fremden „von Herzen,“ und der Berichterstatter meint, das sei die größte Gefahr gewesen, die sie zur See gehabt. Zu verwundern war es,

daß des Gesandten Crussius Boot, das nur einen Pistolen- schuß entfernt folgte, nichts von solchem Ungemach erfuhr. — Als die Böte nur noch eine halbe Meile vom festen Lande entfernt waren, wollte der Wind umlaufen und sie zurück treiben. Aber die Bauern legten sich rüstig in die Ruder, und die Verheißung einer Kanne Brauntwein, wenn sie vor Abend das Ufer erreichten, machte sie noch eifriger. In der That gelang es den Gesandten, gegen Abend den Fuß an den Mallaschen Strand zu setzen, nachdem sie 22 Tage auf dem baltischen Meere umhergetrieben waren.

Ehe sie jedoch das Ufer erreicht hatten, griffen die Bauern allzu zeitig nach der Kanne Brauntwein. Ohne sich weiter um das Ausladen der Güter — die Gesandten hatten u. a. das Silbergeschirr mit sich genommen — weiter zu bekümmern, liefen sie in das Dorf, riefen die Nachbarn zusammen und waren so bald mit der preisgegebenen Flüssigkeit fertig „daß, ehe man's sich versah, sie alle mit Weib und Kindern toll und voll herumliefen.“ An ihren fernern Gebrauch unter diesen Umständen zu denken, war überflüssig. Nur einen hatte der Trunk so „besorgt und treuherzig“ gemacht, daß er, als er sah, wie eins der Böte sich losgerissen, bis an den Hals trotz der bitteren Kälte in das Wasser sprang und es schwimmend wieder zum Lande führte.

Auf zwei Schuten, welche der Sturm wie jene finnischen Böte nach Hochland geführt, wurden auch die noch „hinterstelligen“ Völker glücklich an das Land geschafft. — In Runda erholten sich Alle in's gesamt unter der freundlichen Pflege des Besitzers Müller und zogen dann am 2. December in Reval ein. Ich lasse den treuherzigen Olearius über den Empfang selbst erzählen: „Was unser zur See ausgestandenes Unglück für ein herzliches Mit- leiden bei der ganzen Stadt erwecket hatte, ist aus der

großen Freude und Frohlocken, so sie nicht allein bei An-  
kunft des vorausgeschickten Johann Christoffern von Üch-  
tritz, sondern auch hernach mit Dankfagung in den Kirchen  
und öffentlichen actibus gratulatoriis zu erkennen gegeben,  
genugsam abzunehmen gewesen.“

Neben einigen Unebenheiten des Druckes ist Folgendes zu berichtigen :

- p. 12 Z. 18 v. o. st. bloßen l. blaffen. — p. 19 Z. 9 v. o. st. Breundesberg l. Freundes-  
berg. — p. 20 Z. 20 v. o. st. Rennomisten l. Renommisten — p. 23 Z. 20 v. o. st. fester  
l. feister. — p. 28 Z. 22 v. o. st. das Sackhen Haus l. des Sackhen Haus. — p. 29 Z. 2  
v. u. st. furchbarsten l. furchtbarsten. — p. 29 Z. 3 v. u. st. Bälur l. Bälow. — p. 33  
Z. 11 v. u. st. Gange l. Bange — p. 42 Z. 4 v. u. st. wag l. vag. — p. 44 Z. 11 v. u. st. noch  
l. nach. — p. 48 Z. 9 v. o. st. Neunberg l. Dienberg. — p. 51 Z. 5 v. u. st. Guten l. Geten.

15745

86

1.

† Est.

A-7361

Est A 9164

